Der
eiserne Mann.

Von

Paul Féval,

Verfasser des „Paradies der Frauen" ꝛc.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Anton Langer.

Dritter Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.

Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Der Kobold.

Die Geduld war eben nicht die schwache Seite des Frater Bruno.

»Vade retro!« rief er endlich aus, ohne langsamer zu gehen; »ich habe Furcht gehabt, — 's ist wahr, aber ich empfehle meine Seele Gott, und biete Dir Trotz, wer Du auch seyst, Geist, Gespenst oder Teufel!«

Der Geist, das Gesperst oder der Teufel antwortete:

»Der König hat Dich zum Narren gehalten!«

»Das hast Du gelogen!« entgegnete Frater Bruno; »ich kenne den König nicht.«

»Kennst Du den Meister Peter Gillot aus Tours in der Touraine?« fragte die geheimnißvolle Stimme.

Frater Bruno blieb stehen, mit einem Fuße in der Luft, trotz seiner Gicht. Ein Lichtstrahl durchzuckte sein Gehirn.

»Heiliger Gott!« murmelte er, »ist's möglich!«

»Meister Gillot ist der König,« fuhr die Stimme fort, »der König will den Herzog von der Bretagne ermorden, oder wenigstens durch Verrath zum Gefangenen machen, — und Derjenige, welchen Du nach Roz zum Waffenmeister Jeannin gesendet hast, war der König in Person.«

»Ist's möglich! ist's möglich!« wiederholte der Mönch in einem fort.

Er sammelte sich und sprach folgende gewichtige Worte:

»Das Jahr 69 ist jedenfalls ein an merkwürdigen Abenteuern reiches Jahr. — Im Jahre 69 kommt Pierre Gillot aus Tours in der Touraine in meine Klostercapelle hinauf und erzählt mir so langweilige Geschichten, daß man stehend dabei einschlafen könnte, — von dem Plan zur Vermälung des Dauphin mit einer noch nicht gebornen Prinzessin, — und ich alter, harmloser Einfaltspinsel lasse mich damit fangen! Pierre Gillot zieht mich an der Nase herum und verschafft mir die Pförtnerstelle, — und hinterdrein ist dieser Pierre Gillot der König von Frankreich!

»Gott sey Dank! nun kommt der Regen,« unterbrach er sich selbst; »Gespenst! ich weiß wohl, daß Du die arme Seele von Fieràbras dem Spinnenbesen bist. —«

»Man kann Euch nichts geheim halten, ehrwürdiger Bruder,« sagte die Stimme mit einem unterdrückten Lachen.

»Sind denn die Verstorbenen so lustig?« meinte Bruno, in dem ein Zweifel aufstieg.

»Ja, wenn sie auch auf der Oberwelt einen lustigen Charakter gehabt haben, ehrwürdiger Bruder.«

»Das scheint glaublich,« meinte der Mönch. »Willst Du Gebete für deine Seele?«

»Bei Gelegenheit. Ein Gebet ist niemals zu viel.«

»Du sollst es bekommen. Gott beschütze Dich.«

»Bleibt noch, seyd so gut, ehrwürdiger Bruder. Ich will noch etwas.«

Die Tropfen des Regens fielen, breit wie Thaler.

»Sag was Du brauchst!« schrie der Mönch voll Ungeduld.

»Du mußt meinen alten Freund Jeannin und seine Bewaffneten ins Kloster einlassen.«

»Geht nicht.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Blitz die Ebene taghell erleuchtete. Aus dem Weidenbusch sprang etwas heraus, einen seltsamen übernatürlichen Schrei ausstoßend. Dem armen Frater Bruno verging der Athem. Das gespenstische Wesen saß auf seinem Nacken und zwei Gegenstände, die man für Beine halten konnte, schlangen sich kräftig um seinen Hals.

Im Allgemeinen haben zwar die Geister keine Beine, aber wer weiß denn genau, wie die Wesen aus der andern Welt beschaffen sind?«

Der Frater Bruno taumelte; seine Knie wankten; er warf sich mit dem Gesichte auf die Erde. In dieser Stellung stemmten sich die beiden Beine bequem auf die Erde auf.

»Vade retro!« stammelte er; »ah, Spitzbube, Du erwürgst mich ja! Gnade, mein kleiner Freund! — Wir waren ja bei deinen Lebzeiten gute Cameraden! — Wirst Du mich loslassen, Vampyr! Fünfzig Messen sollst Du haben, wenn Du willst, mein Kleiner, und eben so viele Rosenkränze für dein ewiges Seelenheil!«

Das gespenstische Wesen packte ihn bei dem letzten Haarbüschel seines Kahlkopfes, als ob es einen Zügel ergriffen hätte, und begann die Bewegung eines Reiters zu machen, der sich in Trab setzt.

»Bösewicht! Verdammter! Höllenspuk!« schrie der unglückliche Bruno; »ach, an dieses Abenteuer werde ich mich lange erinnern! Mein wackerer kleiner Camerad, — was habe ich Dir denn gethan?«

»Hue!« schrie der Kobold; »im Trab, im Galopp, hue!«

»Erbarmen!« röchelte Bruno, dem die Zunge heraushing.

»Trink den Regen, um Dich zu erholen!« höhnte der grausame Spuk. »Wirst Du das thun, was Jeannin will?«

»Ich kann nicht!«

»Dann komm ich jede Nacht und suche Dich in deiner Zelle heim.«

»Gott gnade mir!«

»Oder noch besser, — ich werde dem Donner ein Wort sagen.«

Ein furchtbarer Donnerschlag ließ die Atmosphäre und den Boden erzittern.

»Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!« schrie der Frater Bruno wie wahnsinnig, »ich werde Alles thun, was Du willst, mein kleiner Zwerg.«

Er fühlte seinen Hals plötzlich frei. Rasch erhob er sich. Sein furchtsamer Blick spähte in der ganzer Umgebung herum, und Gott weiß, daß die Blitze nicht ermangelten, ihn bei seinem Nachsuchen zu unterstützen. Niemand befand sich in seiner Nähe. Einen Augenblick dachte er, daß er das Spielzeug eines Alpes gewesen sey. Allein im Scheine des letzten Blitzstrahls bewegte sich das Weidengebüsch, als ob es eine starke Hand wüthend geschüttelt hätte, und die phantastische Stimme ertönte aufs neue:

»Ich werde,« sagte sie, »dem wackern Waffenmeister Jeannin ankündigen, daß Du ihn sammt seinen Bewaffneten erwartest.«

»Es bleibt dabei,« entgegnete der Mönch. »Gott schütze mich!«

»Auf Wiedersehen!«

Frater Bruno machte sich wieder auf den Weg. Als er etwa hundert Schritte im Regen gemacht hatte, wendete er sich mit geballten Fäusten um und drohte ins Leere hinein.

»Gott beschütze mich!« wiederholte er, »und der Teufel hole Dich sammt deinem wackern Waffenmeister Jeannin! Im Jahre 69 bewegten sich die weißen Weiden am Couesnon von selbst und die Seele des Zwerges Fieràbras, genannt Spinnbesen, springt mir rittlings auf den Hals, während der Donner wie besessen brüllt und der Regen in Strömen herabfällt. — Das ist eine böse Geschichte! — Und mein heiliger Schutzpatron weiß was noch folgen wird!«

Er langte am Zelt des Forstrichters an, naß bis auf die Knochen. Er legte sich ins Bett, ohne seinem Wirth auch nur die kleinste Geschichte zu erzählen. Als er sich niederlegte, fand er wenigstens Gelegenheit, seine üble Laune an seinem zweiten Ich auszulassen.

»'S ist deine Schuld!« sagte er.

»Das habe ich erwartet! — Wenn's schief geht, dann habe ich immer die Schuld, nicht wahr?«

»Man gibt Soldaten keine Stelldichein um zehn Uhr in der Nacht —«

»Du könntest wohl sagen, eilf Uhr.«

»Ein Grund mehr! Jetzt hast Du, was Du verdienst.«

»Mein lieber Junge, bedenke nur, daß wir alle Zwei das größte Vertrauen zu Jeannin hatten.«

»Rede nur für deine Person.«

»Sey doch einmal in deinem Leben gerecht und Du wirst zugeben —«

»Laß mich ungeschoren!« brummte der Mönch. »Ver-

größere dein Unrecht nicht, indem Du es vertheidigst. — Leg' Dich ohne Nachtmahl nieder und schlaf Dich aus!«

Was war gegen solche tyrannische Diener zu thun, die keine Erörterung duldeten. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Frater Bruno unterdrückte ein Murren und legte sich zu Bette. Er schlief den Schlaf der Gerechten, denn ein solcher war er auch, und träumte, daß man ihn in's Paradies bringe und daß das Paradies ein unermeßliches Haus sey voll Ohren, die beständig nach guten Geschichten lüstern waren.

Jeannin war auf der Brücke geblieben, tief in Gedanken versunken. Sein Plan hatte ihm ein schönes Stück Arbeit gekostet; er hielt ihn für vortrefflich, aber nur fehlte diesem ganz mühsam aufgeführten Gebäude der Grund. Er mußte wieder von vorne anfangen. Oberhalb befand sich ein kleines Wäldchen von dichtbelaubten Pappeln. Als der Regen zu fallen anfing, begab sich Jeannin unter den Schutz der Bäume.

Er stritt in der That mit sich selbst, als ob er Frater Bruno Plappermühle gewesen wäre.

»Alle diese Dinge gehen über die Tragweite meiner Begriffe,« sprach er bei sich selbst. »Was habe ich auf dieser Welt anderes zu thun, als die Witwe meines Herrn und seinen edlen Erben zu beschützen? Die Bretagne ist zu groß; es ist schon mehr als genug, wenn ich unser kleines Schloß Roz vertheidige. — Unglücklicher, der ich bin! — Habe ich's denn verstanden, meine Tochter gegen die Traurigkeit zu vertheidigen, welche die schöne Farbe ihrer Wangen zerstört? Die Fürsten haben Räthe und Feldhauptleute; — Jeannin! Jeannin! Denke Du nur an die, welche Du liebst!«

»Jeannin! Jeannin!« sagte ganz nahe neben ihm

eine wohlbekannte Stimme, »denke, daß der Regen fällt und daß Du Dir den Schnupfen holen wirst.«

Der wackere Stallmeister richtete sich hoch auf.

»Denke,« begann die Stimme auf's neue, »daß die Pappeln den Blitz anziehen und komm' mit mir in meine Behausung.«

»Fieràbras!« stammelte Jeannin, der den kleinen Mann beim Leuchten der Blitze erkannt hatte, — »willst Du mich in die andere Welt mit hinüber nehmen?«

Der Zwerg machte einen Rundsprung uud begann zu lachen.

»Bist Du auch so einfältig wie der arme Frater Bruno?« rief er aus; »dem habe ich tüchtig Furcht eingejagt! — Komm mit mir, Jeannin, mein Freund, und ich werde Dir sagen, wie Du die frische Farbe auf die Wangen deiner Tochter zurückbringen kannst.«

Jeannin zauderte. Er bekreuzte sich.

»Soll ich Dir den Beweis geben, daß ich ein Mensch von Fleisch und Bein bin, wie Du?« sagte der Zwerg. »Nun gut, so überzeuge Dich!«

Er bückte sich ein wenig, fast gar nicht, und der Waffenmeister fuhr mit der Hand nach seiner Wade und stieß einen leisen Schrei aus. Fieràbras hatte ihn bis auf's Blut gezwickt.

»Du bist am Leben, Spitzbube?« sagte Jeannin mit einem wirklichen Ausbruch der Freude, — »um so besser! Ich habe gethan, was ich vermochte, um bis zu Dir zu gelangen, — allein ich trug nur ein Wams von Wolle und jene Bösewichter waren vollständig gerüstet.«

»Ich habe Dich gesehen,« antwortete der Zwerg, »und sage Dir herzlichen Dank, lieber Freund. In dem ganzen

Haufen war sonst Keiner, der für mich vom Leder zog als Du. Ah! wenn nur der alberne Regen, der jetzt in Strömen fällt, um zwei Stunden früher gekommen wäre, so wäre der alte Remy nicht gebraten worden und ich könnte gegen ihn meine Schuldforderung geltend machen. Es macht dreißig Sols Tournois, die ich bei dieser Geschichte verliere, das heißt dreißig Torten von Ardevon!«

Er hatte den Stallmeister beim Aermel genommen und zog ihn gegen den Lauf des Coesnon hin. Im Gehen fuhr er fort:

»Der Regen dringt bereits durchs Laubwerk der Pappeln und ich will mir meine neuen Schuhe nicht verderben, — mein Mantel ist sammt dem Vater Remy und dem langen Tölpel von Jersey verbrannt. Du bemerkst ganz richtig, Freund Jeannin, es sey besser, daß ich lebe. Es ist besser für mich, besser für Dich, besser für Coëtquen, meinen Herrn, besser für die verehrungswürdige Frau Lequen, welche die Torten von Ardevon in den Ofen schiebt, besser für die Bretagne, die mich besitzt, besser für Frankreich, welches die Bretagne besitzen wird, — besser für Europa, — für die ganze Welt!«

»Da!« rief er, indem er unter dem ersten Bogen der Brücke plötzlich stehen blieb; — »das Meer läßt eigens für uns jetzt die Ebbe eintreten und wir werden uns hier so gut befinden, als ob wir in unserem Zimmer wären. Ich habe mehr als einmal an diesem Ort geschlafen, nur darf man keinen zu festen Schlaf haben, denn die Flut kommt, ohne »Auf!« zu rufen. Setz' Dich hieher, Freund Jeannin, wir wollen vernünftig miteinander plaudern, als ob Du ein gescheider Mensch wärest.«

Unter dem Bogen, an der Seite des Ufers, befand sich

eine Vertiefung in Form einer Nische. In die Nische hatte man einen großen Stein gelegt, der als Sitz dienen konnte. Jeannin setzte sich auf denselben und der Zwerg setzte sich ohne Umstände auf seine Kniee.

»Horch wie der Wind pfeift und der Regen fällt,« sagte er, »hier scheren wir uns den Henker um den Regen und den Wind.«

»Was sagtest Du zu mir von meiner Tochter?« begann Jeannin.

»Geduld! Geduld! — Du gehst zu rasch! — Jedes Ding hat seine Zeit. Sage mir vor Allem, was hast Du heute gethan?«

»Ich habe nachgesonnen —«

»O weh! Mir ist dein Arm viel lieber als dein Gehirn. Ich, — nun ich bin ein Denker und Philosoph, ich kann meine Zeit schon zum Denken verwenden, Du aber, Du hast gute Augen und eine tüchtige Faust; schau um Dich und handle —«

»Ich blicke vergebens um mich, mein guter Fieràbras, denn —«

»Denn Du siehst doch nichts, nicht wahr?«

»Wenigstens nichts Gutes und was das Handeln anbelangt —«

»So weißt Du nicht, bei welchem Ende Du es anpacken sollst; — ha! ha! — wenn ich todt wäre, wärst Du ein verlorner Mann! Was ist denn auf dem Schlosse Dayron seit diesem Morgen vorgegangen?«

»Der eiserne Mann —« begann Jeannin.

»Der eiserne Mann findet deine Tochter sehr schön,« fiel ihm Fieràbras ins Wort.

Jeannin umfaßte unwillkürlich den Griff seines Dolches.

»Du bist stark,« fuhr der Zwerg ruhig fort, »aber Jener ist noch viel stärker. Der Einsiedler hat gesagt, daß er durch ein Weib getödtet werden wird. Warum? Weil ein Mann nicht im Stande wäre ihn zu tödten. Ich habe nicht Alles sehen können, wegen der Rolle, die ich in der Bude des alten Remy spielte, — aber ich habe deine Tochter auf der Terrasse gesehen, mit Bertha von Maurever. Der Graf Otto hat auch diese Bertha sehr schön gefunden.«

»Wahrhaftiger Gott!« rief Jeannin aus, »'s ist die Verlobte meines jungen Herrn.«

»Kümmere Dich nicht um sie mehr, als um deinen jungen Herrn selbst. — Ich habe auch Madame Reine gesehen, die Dich im Gedränge mit den Augen suchte. Ich weiß nicht, was ich für ein Gesicht mache, wenn mein Säckel leer ist und ich das Tafelbret der Frau Lequen anblicke, auf welchem die gelbbraunen, leckeren, brennheißen Torten von Ardevon liegen. Das Gesicht, welches ich da mache, machte aber Madame Reine gleichfalls, als sie Dich mit den Augen im Gedränge suchte.«

All' dies klang nun freilich spanisch für den ehrlichen Jeannin. Allein er hatte sich bereits gewöhnt, immer nur die Hälfte von dem Geplauder des Zwerges Fieràbras zu verstehen. Er verlangte keine Erklärung.

»Hätte ich die Bude verlassen können,« fuhr der Zwerg fort, »wäre es mir möglich gewesen, nur auf zehn Minuten ins Hôtel Davron zu schlüpfen, so würde ich Dir weit mehr sagen. Auf mein Gewissen und mit aller Sicherheit aber kann ich Dir sagen, daß dein Messire Aubry bereits zu drei Viertheilen verdammt und der bodenlosen Hölle verfallen ist.«

»Wenn Du von Messire Aubry oder von Madame

Reine sprichst,« unterbrach ihn Jeannin streng, »so rede mit Achtung: — hüte Dich, jemals den Respect außer Augen zu lassen.«

»Ich habe dreißig Sols Tournois verloren, an denen mir mehr gelegen war, als an allem Respect von der Welt! Weil Du es aber nicht wissen willst, so werde ich Dir nicht sagen, daß ich Messire Aubry an der Seite des Teufels reiten gesehen habe. — Ach! ach! mein Freund Jeannin, — 's ist höchste Zeit, daß Du Ritter wirst.«

»Erkläre Dich.«

»Nein, nein! Die Erklärung fiele zu wenig respectvoll für deinen jungen Gebieter aus. Ich bin Edelmann und habe das Recht vorzuziehen, wen ich will, und ich gebe für unsere schöne Jeannine gerne Messire Aubry und Madame Reine hin, — und Bertha von Maurever obendrein! Ich komme manchmal auf den Gedanken, daß ich sie eben so lieb habe, wie meine Torten. Gott's Ostern! wie mein Vetter der König von Frankreich, sagt, — der Eremit hat sie einmal edle Dame genannt und so ein Eremit redet nicht ins Blaue hinein.«

Jeannin packte ihn bei beiden Schultern und sah ihm fest ins Gesicht.

»Sollte Messire irgend ein schweres Vergehen begangen haben?« fragte er.

»Dasselbe Vergehen,« antwortete der Zwerg, »welches der Schmetterling begeht, wenn er seine Flügel zu nahe an die Kerze bringt.«

»Läuft er irgend eine Gefahr, die ich ihm ersparen kann?«

»Er läuft dieselbe Gefahr in der sich ein Narr befindet, der über eine Brücke ohne Seitengeländer geht.«

»Im Namen Gottes: erkläre Dich!« rief Jeannin zum zweiten Male.

Allein der Zwerg sagte und that, was er wollte, — sonst nichts.

»So eben noch,« sprach er, als ob er mit sich selbst redete, »während wir unter den Pappeln standen, blickte ich nach der Vorderfronte des Schlosses Dayron. Alle Fenster waren dunkel, ein einziges ausgenommen. An den weißen Vorhängen desselben sah ich zwei schwarze Schattenbilder sich abzeichnen, — das hochmüthige Profil Bertha's und das liebliche Gesicht von Jeannine —«

»Bertha von Maurever,« fiel ihm der Waffenmeister ins Wort, »hat die Gnade, gegen meine Tochter eine Zuneigung kundzugeben, die uns ehrt.«

»Und das ist auch der Grund, warum ich diese Bertha auch ein wenig lieb habe,« setzte der Zwerg hinzu, »obwohl sie die Nichte von Dame Josepha de la Croix-Mauduit ist, die mich durch ihren alten Stallmeister zum Hause hinausjagen ließ. Weißt Du, Jeannin? Wenn Du nicht Ritter wirst, so wirst Du in deinen alten Tagen dem Stallmeister der Dame Josepha gleichen, die noch seltener lacht, als Madame Reine. — Warum aber bleibt das Gemach mit den weißen Vorhängen beleuchtet, wenn alle andern Lichter bereits erloschen sind? Und warum wachen die beiden Mädchen, während alle Welt schläft?«

»Ja, warum?« wiederholte Jeannin, mit beiden Ohren lauschend.

»Je nun,« meinte Fieràbras, »wir werden es eines Tages, früher oder später, erfahren, wenn uns Gott das Leben schenkt. Aber Du bist nicht im mindesten neugierig, Onkel. Du hast mich nicht einmal gefragt, wie ich dem Feuer

entgangen bin, das der Menschenfresser von der Insel gelegt hat. Die Wunder sind jetzt so an der Tagesordnung, daß man nicht einmal den Kopf umzudrehen braucht, um sie zu sehen.«

»Du bist also durch ein Wunder verschont geblieben, kleiner Mann?«

»Urtheile selbst. — Ich war bereits, — ich weiß nicht mehr wie oft — gefressen worden und vor Ermüdung wie gerädert. — Beiläufig gesagt, ich wette, daß Du nicht weißt, wie es so ein langer Tölpel anfängt, um einen Edelmann zu fressen?«

»Nein, allerdings nicht.«

»'S ist seltsam. Der Vater Remy war ein alter ausgedienter Hallunke. Er hatte Folgendes ausgedacht: Stelle Dir vor, — der arme Riese von Jersey zog jedesmal, wenn die Bude voll war, eine lange, weite Ritter-Dalmatica an, die um die Mitte über der Brust durch eine leichte Rüstung von Eisenblech zusammengehalten war. Die Rüstung gestattete es, daß der obere Theil der Dalmatica unter dem Kinne des Jerseyers weit hervorstand. Während er nun seine fingerlangen falschen Zähne arbeiten ließ, kroch ich hinter seinen Bart von Werg und verschwand nach und nach zwischen der Dalmatica und der Haut des unglücklichen Inselbewohners. Die Zuschauer bekommen eine Gänsehaut, man hörte nichts als Schluchzen in der Bude, sie unterhielten sich für ihr Geld außerordentlich! — Du wirst mir nun sagen, es sey nicht genug, einen Edelmann zu verschlingen, man muß ihn auch verdauen. Darauf kommen wir gleich. Zwischen den Beinen des Jerseyers befand sich ein Sack von Leder, der an Leder-Riemen hing, welche um seine Hüften festgeschnallt waren. Ich kam ganz athemlos in dem Sacke an, denn es machte mir gewaltige Mühe durch den Bart von Werg durchzukommen.

Der Körper war gar nichts, — aber der Kopf, der ist ein bischen stark, damit ich all mein Hirn unterbringen kann. Der Kopf war des Teufels! Wenn Du Dich an meine Stelle denken willst, so wirst Du begreifen, daß der Ledersack eben kein besonders bequemer Platz war, um wieder zu Athem zu kommen. Ich behielt meinen Muth nur dadurch bei, daß ich an den Backofen der Frau Lequen dachte, wo meine fünfzehn Ardevoner Torten bereits gebacken wurden —«

Hier stieß der Zwerg einen tiefen Seufzer aus. Jeannin hörte mit offenem Munde zu; er hatte trotz seiner Ehrenhaftigkeit und seinem Ernste etwas vom Kinde an sich; er sah im Geiste das Schauspiel vor sich.

»Endlich,« fuhr der Zwerg fort, »sah ich vielleicht irgendwo ein bischen Licht. Ich blieb in dem Ledersack bis zu dem Momente, wo der Riese seine Keule nahm, um sich gegen die französischen und bretagnischen Ritter zu vertheidigen, welche kamen um ihn anzugreifen. Das war der entscheidende Augenblick. Der Riese, der gezwungen war, Sprünge und alle möglichen Zuckungen zu machen, bevor er den Todesstreich erhielt, konnte mich nicht zwischen den Beinen behalten.«

»In eurer Komödie,« fiel ihm Jeannin in's Wort, »haben also die Ritter aus Frankreich und aus der Bretagne dem eisernen Manne den Garaus gemacht?«

»Ei freilich, mein Onkel. Und das hat ja eben der eiserne Mann so mißliebig aufgenommen. Er hatte uns durch einen Boten, der so schwarz war wie die Selchküche auf Roz, den Befehl geschickt, ihn nicht in seinem Kampf mit den Rittern zu zeigen. Allein wenn wir's nicht gethan hätten, so würden uns die guten Leute ohne weitere Umstände erwürgt haben. — Unterbrich mich nicht mehr, denn es ist schon spät

und ich bin schläfrig. Der Riese holte seine Keule, die an einen Baum angelehnt war. Am Fuße dieses Baumes befand sich ein mit einer Klappe verschlossenes Loch. Ich schnallte die Riemen auf, schlüpfte in das Loch und das Verdauungswerk war vollendet.«

»Schau! schau!« meinte Jeannin verwundert, »die lange Dalmatica verhüllte das Alles?«

»Diese Bemerkung beweist, daß Du Verstand hast, mein Onkel! — Ich verschloß die Klappe und das Publicum sah nichts, als Feuer, — erräthst Du das Uebrige?«

»Als die Mordbrenner kamen, stecktest Du in dem Loche?«

»Nein, aber ich kroch hinein. Es war allerdings heiß darin und ich wäre bald gebacken worden, wie eine meiner vielgeliebten Torten. Ich kratzte aber die Erde mit meinen Nägeln auf, um ein bischen Frische zu bekommen; zum Glücke gaben die armseligen Breter des alten Remy nur ein Strohfeuer. — Ich hatte eben meine Klappe wieder aufgemacht, als ich Bruno Plappermühle hörte, der ganz allein auf der Ebene mit sich selbst disputirte, — ich folgte ihm; ich habe eure Unterredung mit angehört; deine Pläne habe ich sonnenklar durchschaut und ich habe dieselben unterstützt, weil ich, genau erwogen, doch immer ein Bretagner und ein Edelmann bin.«

»In wiefern hast Du denn meine Pläne unterstützt?« fragte Jeannin.

»Wenn die Zeit dazu da seyn wird, werde ich Dich selbst nach dem St. Michaelsberge führen und Du wirst sehen ob das Thor vor mir verschlossen bleibt.«

»Aber ich möchte wissen —«

»Nein, nein! Morgen Vormittags werden wir von

Geschäften reden. Die Flut kommt um sechs Uhr. Ich werde Dich aufwecken. Jetzt laßt uns schlafen.«

Vergebens fragte ihn Jeannin, er antwortete nicht mehr, denn er schnarchte bereits. Der wackere Waffenmeister wickelte sich in seinen Mantel, indem er Sorge trug, den Zwerg gut zuzudecken, der noch immer auf seinen Knien saß, und bald accompagnirte sein sonores Schnarchen das Schnarchen von Fieràbras. Die Sonne war bereits hoch am Himmel, als Jeannin plötzlich erwachte, da ihm das Wasser der Flut bereits um die Füße spielte. Da Fieràbras seine Schuhe nicht naß machen wollte, so setzte er sich rittlings auf die rechte Schulter des Kriegsmannes. So gelangten sie in die Ebene.

»Bring mich irgendwo zum Frühstück hin,« sagte der Zwerg, »und ich werde Dir so lange erzählen, daß Dir die Ohren klingen sollen wie die große Glocke von Combourg.«

»Zuvörderst muß ich Nachricht von meiner Tochter bekommen.«

»Die werde ich Dir geben. Ich habe soeben ihr anmuthiges Schelmengesicht am Fenster gesehen. Sie folgte mit dem Auge jenen beiden Reitern, die dort unten im Morgennebel verschwinden.

Jeannin hielt die Hand über die Augen und sah hin.

»Ist der Eine von den Reitern nicht Messire Aubry?« murmelte er.

»Allerdings,« entgegnete der Zwerg.

»Und der Andere?«

»Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich Messire Aubry an der Seite des Teufels reiten sehe.«

»Mein Pferd steht im Gasthof »zum Tannzapfen,« rief Jeannin, der seinen Schritt beschleunigte, »und der Gasthof

»zum Tannzapfen« ist das erste Haus neben dem Stadtthore. In einer Viertelstunde werde ich sie eingeholt haben.«

»Wenn Du ihre Spur findest!« meinte Fieràbras, mit dem Finger in die Ebene hinauszeigend; »sieh nur, bereits sind sie im Nebel verschwunden.«

Als Jeannin in den Gasthof trat, war er fest entschlossen auf seinen Zögling Jagd zu machen. Wenn eine Gefahr dabei war, so wollte der wackere Stallmeister wenigstens seinen Theil davon auf sich nehmen. Allein der Zwerg bestellte mit imponirender Würde ein Frühstück für einen Edelmann und einen Soldaten.

»Du wirst diesen Morgen nicht fortreiten und wie ein Landstreicher herumklappern, mein Onkel,« sagte er, während er sein Pferd sattelte, — Jeannin, ich werde Dir das Handwerk legen. Zu Tische! zu Tische!«

Jeannin wollte Widerstand leisten, aber Fieràbras kannte das magische Wort, unter welchem sich der Wille des wackeren Stallmeisters beugte. Jeannin setzte sich zu Tische. Der Zwerg trank, aß und plauderte für Viere. Als er seinen letzten Schluck hinabgeschlürft hatte, sprang er mit seinen kleinen Beinen auf, die nicht mehr noch weniger wankten, als die eines Betrunkenen von gewöhnlicher Größe.

»Na wie ist's, Onkel?« rief er aus. »Was sagst Du zu meiner Politik?«

»Ich glaube, daß Du ein Hexenmeister oder ein Wahrsager bist, kleines Männchen!« meinte Jeannin gedankenvoll.

»So steige zu Pferd,« sprach Fieràbras, und reite zu dem Herzog. Da sieh, da reitet eben Catiolle-la-Mareyeuse mit ihrem Esel vorüber; ich werde mich in einen ihrer Körbe setzen; sie wird mich zum Könige bringen.«

II.

Zwei junge Mädchen.

In einem ziemlich hochgelegenen Stockwerke befand sich eine Kammer von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung, deren aus Eichenholz geschnitzter Plafond die Strahlen der Lampe aufzusaugen schien. Tapeten mit mythologischen Figuren von mehr als natürlicher Größe bedeckten die Wände bis zu dem Punkte, wo das Täfelwerk anfing, das ungefähr sechs Fuß Höhe hatte. Im Mittelpunkt des Plafonds enthielt eine Schale aus Cedernholz das süße Oel, welches die Insecten anzieht und zu Grunde gehen läßt, drei eiserne Kettchen hielten dieselbe in der Schwebe. Ferner standen da zwei Säulenbetten, die alle beide viereckig, riesengroß und auf einer mit Gallerien umgebenen Erhöhung aufgestellt waren. Zu Häupten eines jeden Bettes trug ein geschnitztes Tischchen den silbernen Trinkbecher und die Flasche mit langem Halse, voll Wein, der mit Ysop und Majoran gewürzt war. Der Sire von Dayron verstand es die Gastfreundschaft zu üben.

Vier Fenster, die einander gerade gegenüber lagen, waren so angebracht, daß zwei auf die Brücke über den Couesnon und zwei auf den innern Hof sich öffneten. Sie enthielten kleine, grüne, in Blei eingefalzte Glasscheiben. Vor jedem derselben fielen zwei Vorhänge von violettem Serge kreuz-

weise herab. Die Decken, Teppiche und Vorhänge der Betten waren gleichfalls von violetter Farbe. Eine Stickerei von zarter Art auf schwarzem Grunde, mit fahlen und verblichenen Farben, bedeckte die geräumigen Armstühle, deren steife Rücklehne an das Getäfel anstießen. Ober dem Camine, der ganz gewiß größer war, als eines unserer modernen Schlafzimmer, neigte sich ein innerhalb des Rahmens geschliffener und außen mit schwerfälligen Verzierungen überladener kleiner Venezianerspiegel, um den Gästen dieses Gemaches sein geglättetes Antlitz zu zeigen. Wäre er senkrecht gegen den Boden gehangen, so hätte seine Spiegelfläche nur die steifen, nackten Gottheiten der Tapetenwand zurückgestrahlt.

Obgleich man mitten im Sommer war, so brannte doch auf dem Feuerherde ein lustiges Feuer und kämpfte wenigstens einigermaßen gegen die tödtliche Traurigkeit, welche diese alten, mit feuchtem Wollstoff überkleideten Mauern ausathmeten. Dame Josepha de la Croix-Mauduit wäre hier mit ihrer greisen Magd, ihrem alten Falken und ihrem steifbeinigen Hündchen vollkommen passend untergebracht gewesen. Es war wirklich ein Gemach »des ersten Würdengrades,« das streng nach Vorschrift Abgeschlossenheit, Kälte, Stolz und Steifheit zeigte, und wo das leiseste Lachen das jungfräuliche Echo in Staunen versetzt hätte. Allein Dame Josepha de la Croix-Mauduit und ihr Gefolge (mit Ausnahme des achtzigjährigen Stallmeisters) bewohnten das anstoßende Gemach. In das von uns beschriebene Trauerzimmer hatte man die beiden jungen Mädchen Bertha und Jeannine einquartiert.

Die auf einem von der Zeit geschwärzten Schämel stehende Lampe goß vergebens ihr Licht aus. Allenthalben gingen die Strahlen an den düstern und vorsprungreichen

Wänden unter. Die Gesimse des Plafonds verschwanden in der Nacht. Die mythologischen Figuren traten nur bleich aus dem dunklen Laubwerk hervor und blos hinter den Vorhängen strahlten die kleinen in Blei eingerahmten Fensterscheiben dort und da einige launenhafte Funken aus.

Das grüne Holz knisterte, das Täfelwerk krachte, und der Wind spielte mit dem Rauchfange des Camins, als ob er eine Riesenflöte gewesen wäre, die nur eine einzige Note enthielt, nemlich einen Klageton. Draußen schlug der Regen gegen die Fensterbalken und wenn der Wind in seltnen Zwischenpausen schwieg, da vernahm man das durchdringende Pfeifen der Heimchen und das dumpfe, ferne Brausen des Meeres.

Bertha saß in einem Armstuhl an der Ecke des Camins; Jeannine befand sich auf einem Tabouret zu ihren Füßen. Sie waren beide blaß, aber ihre Bläße hatte keine Aehnlichkeit. Bei Bertha war es die Bläße des Fiebers, eine Bläße, die sich durch rothe Flecken kennzeichnet, bei Jeannine war es die Bläße eines langsamen Leidens.

Es war bereits spät und ungefähr um dieselbe Stunde, wo Jeannin, der wackere Waffenmeister, und sein Freund Fieràbras eine Zuflucht unter der Brücke über den Couesnon suchten. Bereits öfter als einmal hatte Dame Josepha de la Croix-Mauduit ihre Stimme erhoben, um durch die Thüre hineinzurufen:

»Liebe Nichte, ich bitte Euch, seyd so gut und leget Euch zu Bette. Das längste Gebet ist nichts werth, wenn es nicht am Vorabende der hohen Feste verrichtet wird. Auch die Stunde ist eine ungebührliche. Jedes Ding hat seine Zeit. Der Schöpfer schuf die Nacht für die Ruhe und der Mangel an Schlaf läßt die Augen der jungen Mädchen einsinken.«

Darin lag nun eine tiefe Wahrheit. Bertha antwortete:

»Ich gehorche Ihnen, theure Frau Tante.«

Allein sie blieb in ihrem großen Armstuhl sitzen. Wenn ihr Blick sich gegen die düsteren Betten hinter den unheimlichen schwerfälligen Vorhängen wendete, überlief sie ein Schauder.

»Denkst Du, Jeannine, daß er die Wahrheit gesprochen hat?« fragte sie, indem sie zerstreut die blonden Haare ihrer Gefährtin streichelte; »ist's nicht vielleicht nur eine Geschichte zur Unterhaltung? — Glaubst Du, Jeannine, an diese Stadt Helion, die uns so nahe seyn soll, und die nur ein dichter Schleier inmitten der Einsamkeit des Meeres verbirgt, — glaubst Du an jene unsichtbaren Paläste, an jene jungen, schönen Weiber, welche aus den Palästen der Könige flohen, um jenes lebendige Grab zu bewohnen? glaubst Du daran?«

»Ja, ich glaube daran,« antwortete das Mädchen, »und ich bete zum Himmel für mich und für diejenigen, die ich liebe, daß sie nie mehr davon erfahren mögen!«

»Wen liebst Du denn?« fragte Bertha lächelnd.

Und da Jeannine mit der Antwort zögerte, küßte sie dieselbe auf die Stirne und setzte hinzu:

»Sag' mir's nur, — ich werde das Geheimniß bewahren.«

»Ich liebe meinen Vater,« antwortete Jeannine, die den Kopf abwendete, um ihre Schamröthe zu verbergen, »ich liebe Madame Reine —«

»Weiter!«

»Ich liebe Euch —«

»Auch ich, auch ich liebe Dich, meine kleine Jeannine! — und wen denn noch?«

»Ich liebe ferner meine ehrwürdige Großmutter, Dame Fanchon le Priol.«

Bertha verzog ein wenig das Gesicht.

»Befindet sich denn,« sagte sie, »im Herrenhause zu Roz gar kein junger Kriegsmann?«

»Nein,« antwortete Jeannine.

»Gar kein Junggeselle in der Umgebung?« fragte Bertha weiter.

»Nein, so viel ich weiß.«

»Richtig! ich vergaß!« sprach die Erbin von Maurever, eine ernste Miene annehmend, »wenn Du den heiligen Einsiedler vom Berge Dol nicht Lügen strafen willst, so darfst Du nur einen Edelmann lieben.«

Jeannine schlug die thränenfeuchten Augen zu ihr empor und antwortete:

»Werdet Ihr manchmal auf Besuch zu mir kommen, edles Fräulein, wenn ich Laienschwester im Schlosse zu Chateauneuf seyn werde?«

»Warum redest Du so, mein Kind?« rief Bertha aus, »und warum weinst Du?«

»Liebe Nichte, wollt Ihr nicht die Güte haben, Euch ins Bett zu begeben, ich bitte Euch,« rief die Witwe von La Croix-Mauduit zum zweiten Male, »noch immer höre ich Euch plaudern mit der jungen Vasallin unserer Base und hochgeachteten Nachbarin, Madame Reine de Kergariou, Erb-, Lehen- und Gerichtsfrau auf Roz, Aumone und Saint-Jean-des-Grêves. Eine anständige Unterredung ist niemals unziemlich, allein man muß sich in allen Dingen in

vernünftigen Grenzen halten. Indem uns der Schöpfer auf die Dauer der Nacht das Sonnenlicht entzog, hat er klar und deutlich seinen Willen ausgesprochen, und dieser besteht darin, daß wir vom Abend bis zum Morgen schlafen und uns unter seiner Obhut ausrasten sollen.«

»Ich gehorche Euch, Madame, schlaft recht wohl!«

Die traurig tönende Glocke der Stadt Dol verkündete mit zwölf Schlägen die Mitternacht.

»Meine Frau Tante hat Recht,« begann Bertha auf's neue, ohne ihren Armstuhl zu verlassen; »legen wir uns zu Bette, mein Kind, 's ist spät.«

»Wenn es Euch genehm,« antwortete Jeannine, deren Thränen während der weisen Rede der alten Dame getrocknet waren, »so will ich Euch als Zofe dienen.«

»Warten wir noch. Meine Füße sind kalt, — und diese Betten sind so groß und traurig, mein Kind. — Welcher von Beiden ist nach deiner Meinung der Schönste, Messire Aubry oder Messire Olivier?«

»Messire Olivier,« antwortete Jeannine, indem sie im Grunde ihres Herzens log.

Sie meinte freilich, Bertha werde voll Zorn Einsprache dagegen erheben, allein Bertha's große Augen senkten sich träumerisch verschleiert. Sie erhob keine Einsprache.

»Bevor ich Messire Olivier gesehen hatte,« murmelte sie, »glaubte ich nicht, daß es auf der Welt einen Mann gäbe, der so schön wäre, wie Messire Aubry, mein Vetter. — Allein nun kommt dieser Baron von Harmoy mit seiner bleichen, düsteren Stirne, mit seinem schwarzen Auge, welches den Glanz des Diamants ausstrahlt, mit seinem weichen, seidenartigen Haare, dessen Locken feucht und duftig herab=

fallen! Kann es Frauen geben, die tollkühn genug sind, ihre Liebe einem Unbekannten zu schenken?«

Jeanninens Blick zuckte zwischen ihren langen Wimpern hervor und flog forschend über Bertha's gedankenvolles Antlitz. Bertha erhob sich.

»Nestle mir die Bänder meines Mieders auf,« sagte sie; »wir würden hier bis morgen plaudern! Er sah Dich ohne Unterlaß an, während er sprach.«

»Euch sah er an, theures Fräulein,« fiel ihr Jeannine ins Wort.

»Mache doch die Schnalle meines Gürtels los. — Also mich hat er angesehen? — Einstmals, in der Nacht, — doch das ist schon lange her, hat mir geträumt, wir wären Nebenbuhlerinnen —«

»Wie deine Hand zittert, mein Kind,« unterbrach sie sich selbst, »sieh nur, es genügt ja schon, die Schnalle zu berühren. Wirst Du im Stande seyn, meine Haare für die Nacht hinauf zu binden?«

»Ich werde es versuchen, theures Fräulein.«

»Ich hatte noch gar keine Kenntniß von deinem Beruf für's Kloster. Wenn Messire Aubry, mein Vetter, ein anderes Mädchen geliebt hätte, — so glaube ich, — ich wäre auch ins Kloster gegangen.«

»Messire Aubry kann nur Euch lieben,« stammelte Jeannine.

»Sprach er im Herrenhause zu Roz manchmal von mir?«

»Man sprach jeden Tag von Euch.«

»Den ganzen Abend über,« sagte Bertha unwillkürlich, »hat Messire Olivier mich verhindert, ihn zu sehen.«

Es trat Schweigen ein. Jeannine band die langen

blonden Flechten des Fräuleins von Maurever rückwärts zusammen. Der Sturm hat sich gelegt; das Brausen des Windes erstarb in einem Murmeln. Mit eiuem Male erklang draußen zitternd ein Harfenaccord. Eine harmonische Stimme, die den Vollklang ihrer wohltönenden Noten zurückzuhalten schien, sang unter dem Balcone ein Lied. Die Hand Jeanninens ließ die Zöpfe los, die in goldenen Fluten auf Bertha's Schultern niederwogten. Diese blieb unbeweglich sitzen, mit halb offenem Munde und lauschendem Ohr.

Die Stimme sang:

Wißt Ihr, was der Leu, der brüllende, ruft:
»In Helions lebendem Rosenhain
»Erblühen zwei neue Rosen, gar fein,
»Zwei Schwesterrosen, voll Duft!
»Denn Helions lebender Rosenhain
»Gehört dem Leuen, dem stolzen, allein.
»Die eine von dem reizenden Paar
»Trägt blondes, die andere dunkles Haar.
»Wozu soll ich wählen?« Der Löwe spricht,
Indem er die beiden Knospen bricht;
Ihr beiden, gleich auf der Schönheit Thron
Des Löwen Ruf. Ihr kennet ihn schon:
»Der Schönsten!
»Der Schönsten!«

Wenn Dom Sidoine, der Caplan von Madame Reine, der ein unerschrockener Sprachforscher war, diese Terzone gehört hätte, so würde er behauptet haben, es sey nichts anderes, als purer, lauterer Unsinn. Die Devise: »Der Schönsten!« schließt nothwendigerweise eine Wahl ein; der absolute Superlativ gestattet keine Theilung. Allein unsere Akademien, die Hüterinnen der Sprache, zuerkennen ja ex aequo zwei erste Hauptpreise. Der erste Hauptpreis

sollte nothgedrungenerweise der absoluteste von allen Superlativen seyn. Folglich kann ein von unseren Akademien geheiligter Solöcismus auch in den leichten Liebesliedern des Grafen Otto Beringhen, der noch obendrein von Geburt ein »Wälscher« war, verzeihlich scheinen.

»Man könnte diese Stimme für die des Messire Olivier halten,« flüsterte Bertha, deren beklommener Busen heftig wogte.

Die Accorde der Harfe verloren sich in der Ferne und erstarben.

»Theure Nichte,« rief die Witwe mit Strenge, »beleuchtete Fenster um diese Stunde der Nacht locken die vagabundirenden Poeten an, die Orgelspieler, fahrenden Gaukler, Reimschiede, Mandolinenschläger, Liebesliedersänger und Taugenichtse, die im hellen Mondenschein ihr Ständchen bringen. Habt die Güte Euch ins Bett zu begeben, ich bitte Euch. Was würde man in der Stadt Dol sagen, wenn man erführe, daß Bertha von Maurever solche Ständchen empfängt? In der nächstkommenden Nacht werde ich meinen Stallmeister beauftragen, mit einer Hakenbüchse außerhalb der Thore zu wachen, um die nächtlichen Herumstreifer nach Gebühr zu bestrafen. Der Schöpfer erlaubt der Sonne sich in die Wellen hinabzusenken, auf daß die Finsternisse unsern Schlaf begünstigen.«

»Liebwertheste Frau Tante,« entgegnete Bertha tiefbewegt, »ich bin so eben im Begriffe Euch zu gehorchen.«

»So wünsche ich Euch also eine gute Nacht, liebe Nichte.«

»Recht gute Nacht, Frau Tante.«

Sie zog Jeannine gegen die beiden Betten hin, nachdem

sie zuvor die Lampe mitgenommen hatte, die sie hinter den Vorhängen verbarg.

»Hast Du verstanden, was das Lied sagte?« fragte sie leise.

»Nein,« antwortete Jeannine, und sie log nicht.

Bertha drückte mit einer krampfhaften Bewegung ihren Arm.

»Ich liebe Aubry!« stieß sie mit einer sonderbaren Hast heraus, »ich liebe nur ihn! Zweifelst Du daran?«

Und ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu lassen, setzte sie hinzu:

»Ich habe seit diesem Abend das Fieber, — ich fühle mich unwohl.«

Jeannine schloß sie in ihre Arme. Bertha glühte fieberhaft und ihre Augen funkelten mit einem außergewöhnlichen Glanze. Mit Hilfe ihrer Gefährtin gelang es ihr endlich, über die Stufen der Estrade hinauf zu kommen, auf welcher das Bett stand. Die Kälte der Bett-Tücher durchschauerte sie. Jeannine hörte es, wie ihre Zähne an einander schlugen.

»Leg' Dich zu Bette!« sagte Bertha, sie zurückstoßend, »ich leide mehr, wenn Du bei mir bist. — Herr, mein Gott! ich sehe sein bleiches Antlitz, dort, am Fuße meines Bettes! Sieht er Dich oder mich an? Entferne Dich. Fort, fort! Ich will es wissen, ob er Dich ansieht, oder mich!«

Erschreckt, aber folgsam, eilte Jeannine über die Stufen der Estrade hinab. Bertha murmelte:

»Der Löwe pflückt die beiden Rosen. — Die blonde bin ich, — die braune ist sie —«

»Was thust Du dort?« rief sie aus, als sie sah, daß Jeannine am Fuße des andern Bettes niederkniete; »betest Du für mich?«

»Ich bete für Euch, edles Fräulein,« entgegnete Jeannine sanft.

Bertha richtete sich auf ihrem Pfühl mit Ungestüm empor.

»Warum betest Du für mich?« rief sie. »Flöße ich Dir bereits Mitleid ein?«

»Theures Fräulein,« sagte das Mädchen, die Decke des zweiten Bettes zurückschlagend; »sprecht nicht also! — Ihr besitzet ja Alles, dessen es bedarf, um im Leben glücklich zu seyn «

»Glücklich!« wiederholte Bertha bitter.

»Diese Lampe thut mir in den Augen weh!« fuhr sie fort, »aber lösche sie nicht aus, mein Kind, o lösche sie nicht aus! Wer weiß, was wir in der Finsterniß sehen würden. Jeannine, Gespielin meiner Kindheit, Jeannine, ich rechnete auf Dich. Aber diesen Morgen habe ich es wohl gesehen, daß Du meine Freundin nicht mehr bist. — Es ist ein Grund dazu vorhanden, — denn Du hast ein gutes Herz. Allein diesen Morgen hatte Dich der Einsiedler noch nicht edle Dame genannt. Warst Du denn schon zuvor ehrgeizig? O sey nicht ehrgeizig, mein Kind! — Sieh, ich, die ich nach der Ansicht der Welt hoch über Dir stehe, ich würde Dir mit Freuden meine Stelle abtreten. Beneide mich niemals, — ich verlange kein Mitleid, aber der Neid würde mich so tief verletzen, wie eine beißende Rede.«

Jeannine hörte ihr achtungsvoll und traurig zu. In dieser Flut von Worten lag für sie eine Art von Fieberwahnwitz. Allein im Grunde dieses Gefasels barg sich so manche Wahrheit!

»Hör' mich an,« begann Fräulein von Maurever aufs Neue, indem sie sich im Bette auf den Ellbogen stützte und

ihr schönes, von verworrenen blonden Locken umflossenes Haupt hinausneigte; »wenn ich die Tochter Jeannin's, des Waffenmeisters, wäre, so würde mein Vater mich lieben. Allein mein Vater, Messire Morin von Maurever, wurde am Tage meiner Geburt in seiner Hoffnung betrogen. Er erwartete einen Sohn, einen Erben seines Namens; seine Gattin, meine arme, unvergeßliche Mutter, gebar ihm nur eine Tochter. Als ich zur Welt kam, habe ich den Namen meiner Ahnen zum Aussterben verdammt, denn Messire Hue, der ältere Bruder, hatte nur eine Tochter, die jetzt Madame Reine von Kergariou ist, und Dom Eustache, der jüngere Bruder, war Priester geworden. Mein Vater warf die Decke über meine Wiege und verließ meine Mutter; mich hat er niemals geliebt. Madame Reine, zu Folge dieser Verwandtschaft meine Tante, hat mich im Schlosse zu Roz aufgenommen und für ihren Sohn erzogen. Erinnerst Du Dich noch daran? Wir spielten alle Drei zusammen auf der großen Wiese, die vor dem Herrenhause liegt. In jener Zeit war mein einziger Wunsch, Dich zur Schwester und Aubry zum Bruder zu haben. Als ich nach Dol zog, da ward ich es inne, daß ich ihn liebte. — Jeannine, Jeannine! — es gibt einen Mann, der mich liebt, — ich bin dessen gewiß, — ich weiß es. Aber ich weiß nicht, ob Aubry mich liebt!«

»Von welchem Mann redet Ihr denn, theures Fräulein?« fragte Jeannine.

»Bist Du nicht eben so gut, wie ich?« stieß Bertha heraus, deren Blick wie der einer Irrsinnigen zu funkeln begann; »siehst Du es denn nicht, wenn man Dich liebt? Versuche nur einmal das, was ich Dich lehren will, Mädchen; schließ die Augen und derjenige, der Dich liebt, wird an

Dir vorüberschreiten, mit lächelnder Stirn und freundlichem Mund, als ob er Dir einen Kuß zusenden wollte.

Bertha von Maurever hatte die Augen geschlossen. Das Licht der Lampe fiel voll und hell auf ihre schöne Stirne, die in lächelnde Träume versunken zu seyn schien.

Ihre Lippen zogen sich sanft znsammen und ihr Mund öffnete sich ein wenig, als ob sie den Kuß der Vision erwiedern wollte.

Dann schauderte sie wieder am ganzen Leibe und warf den Kopf zurück.

»Oh!« — stöhnte sie, »komm' hierher! schütze mich! Er steht dort in jenem engen, tiefen Gäßchen! — Komm', komm', Jeannine, leg' Dich zu mir ins Bett, zwischen ihn und die enge Gasse!«

Sie streckte flehend die Arme aus. Jeannine eilte die Stufen der Estrade hinan und drückte die Ohnmächtigwerdende an ihren Busen.

III.

Das Erwachen.

Die Lampe beleuchtete jetzt zwei reizende Köpfe auf einem und demselben Kissen. Die braunen und die blonden Locken vermengten sich mit einander. Bertha war ruhiger, seit Jeannine, gefügig, eingewilligt hatte, ihr Lager zu theilen. Durch die Thür hindurch hörte man Dame Josepha de la Croix-Mauduit, die mit aller Würde schnarchte, um die Stunden gehörig auszubeuten, wo das Tagesgestirn selbst im Schooße der Wellen ruhte. Während sie schnarchte, hatte Dame Josepha einen schönen Traum; sie träumte, daß in

einer kerzengeraden, endlosen Allee eine unberechenbare Zahl von kleinen Fräuleins sich aufstellten. Mit ihrem alten Falken auf der Faust, ihrem alten Stallmeister an der Seite, nebst ihrer alten Magd, und gefolgt von ihren alten Hunden, sah Dame Josepha, die wie an ihrem Hochzeitstage gekleidet, den Mund zierlich gerundet und den Rosenstrauß am Gürtel hatte, sich selbst durch die Reihen der jungen Mädchen hindurch schreiten, welche schüchtern die Augen niederschlugen. Sie hörte sich selbst zu jeder sagen: »Haltet Euch gerade!« Sie sah sich selbst, wie sie dieser unzählbaren Schaar von Schülerinnen die Verbeugung des ersten, des zweiten und des dritten Würdengrades einstudirte. Man vermag sich nicht vorzustellen, wie unterhaltend dies für Dame Josepha war.

Nach solchen entzückenden Träumen ist der einzige traurige Umstand der, daß man erwacht. Wenn Dame Josepha in einemfort hätte träumen können, daß sie die geistreiche Kunst der Verbeugungen hunderttausend kleinen Mädchen auf einer schönen, sandbestreuten Anhöhe beibringe, so wäre sie eine zu glückliche Witwe gewesen. Und ein solches Glück gehört unserer erbärmlichen Welt nicht an.

»Ich will Dir sagen, mein Kind,« flüsterte Bertha, deren große, himmelblaue Augen noch die Spuren von Thränen zeigten, »ich hatte ihn oft durch die Straßen von Dol reiten gesehen. Alle Welt spricht von seinem Aufwande und von seinem Reichthum. Diesen Winter hat er seiner Gemeinde dreitausend Thaler Tournois geschenkt für die armen Leute, welche Noth litten. Unsere Priester bei St. Stephan sagten, er sey ein Heiliger. Du weißt nicht warum ich weine, während ich rede; weiß ich es denn selbst? Als ich in Daynon's Palaste anlangte, dachte ich nur an Aubry, — und auch ein wenig an Dich, weil Dich der Einsiedler edle Dame ge-

nannt hatte. Ach, Jeannine, jetzt bin ich so wie ehemals! Warum bist Du nicht meine Schwester!«

»Ich liebe Euch deshalb nicht minder, mein Fräulein,« entgegnete Jeannine, deren Ton etwas Mütterliches hatte.

Sie hatte sich auf dem Ellbogen halb empor gerichtet und betrachtete Bertha mit zärtlicher Besorgniß.

»Es gibt Dinge,« fuhr diese fort, »die man eben nur seiner Schwester sagen möchte. Ich habe in meiner Kindheit erzählen gehört, daß diejenigen, welche geliebt werden, vor Verhexungen und vor Verzauberungen sich nicht zu fürchten brauchen. Die Liebe, die sie einflößen und die sie theilen, dient ihnen gleichsam als Schild. Die Gewalt des Bösen bricht sich an dieser glücklichen Aegyde. Sieh mich an, Jeannine.«

Sie legte ihre beiden Hände auf die Schultern des Mädchens, welches leicht erblaßte. Ihr durchdringender Blick schien in Jeanninens Herzen zu forschen.

»Du bist nicht verändert,« sagte sie, »der Blitz seines Auges, der mich versengt hat, ist an Dir kraftlos abgeglitten. Du besitzest also jenen Schild?«

Jeannin schlug die Augen nieder.

»Du wirst also geliebt!« schloß Bertha mit einem tiefen Seufzer.

»Ich bitte Dich! ich bitte Dich!« begann sie dann plötzlich aufs Neue, »habe Vertrauen zu mir, meine kleine Jeannine, das wird mir wohl thun. Die Freundschaft muß ja auch ein Talisman seyn; sey meine Schwester, um mich zu beschützen. Ich bitte Dich, sage mir, wer Dich liebt und wen Du liebst. Ich kenne alle jungen Leute auf Roz. War er schon zu mei=

ner Zeit dort? Fischte er bei St. Juliac? Wohnte er vielleicht in Chouesnière? Habe ich ihn gesehen? Spielte er mit uns?«

Zwei Thränen zitterten an Jeanninens braunen Wimpern. —

»Ah!« rief Bertha begierig, »Du liebst ihn also sehr, mein theures Kind? Um so besser, um so besser! Ich bin zufrieden! Du wirst mich nun verstehen! Du wirst nun einsehen, daß meine Schwäche von meiner Ungewißheit herrührt. An dem Tage, wo mein Vetter Aubry in seiner Liebe für mich die Kühnheit finden wird, zu mir zu sagen: »Ich liebe Dich!« — an dem Tage werde ich auch stark seyn. An diesem Tage mag er mich nur ansehen, der Mann mit dem glühenden Blick, ich werde seiner spotten!«

Die beiden Thränen, die an Jeanninens Wimpern gezittert, rollten über ihre Wangen herab.

»Was hast Du denn, meine liebe Kleine?« fragte Bertha.

»Ach, mein theures Fräulein,« entgegnete Jeannine, »ich würde mein bestes Herzblut darum geben, wenn Messire Aubry Euch so, wie er soll, vor Unheil beschützte.«

Bertha lächelte.

»Dazu vermagst Du nichts beizutragen, mein Kindchen,« sagte sie. »Das, was ich von Dir verlange, ist Folgendes: in dem fast unmöglichen Falle, wo Du entdecken würdest, daß mein Vetter Aubry ein anderes Weib liebt, — versprichst Du, es mir zu wissen zu machen?«

Jeannine war bleicher als der Tod.

»Werde ich denn,« stammelte sie, »in dem Kloster, wo ich eintreten will, etwas von den Ereignissen dieser Welt erfahren?«

»Wenn Messire Aubry ein anderes Weib liebte,« fuhr Bertha fort, »so würde ich Dir ins Kloster nachkommen.«

»Bemerkst Du es?« unterbrach sie sich selbst mit wirklicher Heiterkeit, — »ich bin jetzt froh und genesen, weil ich von ihm gesprochen habe. Ich sage Dir's, — wenn er wollte, würde ich keine Traurigkeit kennen; wenn er gewollt hätte, würde ich mit den Schrecknissen dieser Nacht gespielt und über jene phantastische Devise gelacht haben, die mir das Herz zu Eis erstarren ließ.«

Sie hielt athemlos inne. Jeannine fühlte, daß sie in ihren Armen kalt wurde. In der Stellung, die sie beide einnahmen, wendete Jeannine den Fenstern den Rücken zu, die auf den innern Hof des Palastes hinausgingen. Bertha dagegen sah dieselben durch die Oeffnung der Vorhänge hindurch. Jeannine bemerkte, daß etwas wie ein Lichtschimmer über das Bett flog.

»Dort! dort!« stöhnte Bertha, indem sie mit dem Finger krampfartig nach dem Fenster zeigte.

Jeannine wendete sich rasch um. Das Fenster lag schwarz hinter den düstern Falten seiner violetten Vorhänge.

Bertha ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken.

»Ich habe es gesehen,« murmelte sie, »ich habe es deutlich gesehen, — wenn mein Kopf nicht bereits zerrüttet ist, — ich habe auf den Fensterscheiben bewegliche Feuerbuchstaben gesehen, die sich immer enger zusammenzogen, um stets heller zu funkeln, — sie haben lange genug geleuchtet, daß ich die Worte des Wahlspruches lesen konnte: »Der Schönsten!«

»O!« rief Bertha nach einer Pause weinend aus, »diesmal galt es mir, nicht etwa, weil ich die Schönste bin, mein Kind; denn es gibt auf der Welt keine schönere Jung-

frau, als Dich, sondern weil ich das auserkorene Opfer bin. Man liebt mich nicht! und das ist mein Unglück und mein Verdammungsurtheil!«

Ihre weißen Hände bedeckten ihr thränenfeuchtes Antlitz. Jeannine versuchte es sie zu trösten; sie verschwendete ihre Liebkosungen umsonst. Jeannine wußte nicht, ob es Täuschung oder Wirklichkeit war. Allerdings hatte sie einen Abglanz jenes Lichtschimmers bemerkt, von dem ihre Gefährtin gesprochen hatte.

Allein Jeannine, die in ihrer traurigen Ergebenheit auch die Ruhe fand, sprach bei sich selbst: »Keine Verzauberung vermag etwas gegen mich.«

Ich weiß nicht, welches melancholische, tiefe Glück sich im Schooße ihrer Selbstaufopferung barg. Sie hoffte nicht mehr, aber man liebte sie.

Sie hatte die Wahrheit gesprochen; ihr Leben hätte sie darum gegeben, wenn Messire Aubry im Stande gewesen wäre, die Wunde des armen Herzens zu heilen, das hier an dem ihrigen schlug.

Sie war geliebt! Und auf solche Weise zu leiden ist auch ein Glück.

»Du siehst also, daß ich verdammt bin,« fuhr Bertha nach einem längeren Schweigen mit schwächerer Stimme fort, »ich fühlte es wohl an jenem Abend, während Messire Olivier mich ansah. Mein erstes Gefühl war nur eine frivole Neugierde. Ich suchte immer die Augen Aubry's, um ihm zu sagen: »Der da spricht, doch ich denke nur an Dich!« Die Augen Aubry's flohen die meinigen. Sein Blick hing an Dir, meine arme Jeannine, und verlor sich dann, Gott weiß wohin. Erröthe nicht; — hinter Dir stand oder saß ohne Zweifel irgend ein gefallsüchtiges Weib, das mir die Blicke meines

Verlobten zu stehlen trachtete. Da ergriff mich das Verlangen, die Blicke Aubry's zu zwingen, sich auf mich zu richten. Ich bin schüchtern, aber ich habe meine Schüchternheit überwunden. Meine Stimme hat sich erhoben, als selbst die Männer schwiegen, und ich habe für die Ehre der bretagnischen Jungfrauen Einspruch gethan gegen die unverschämten Worte Messire Oliviers. Madame Reine stürzte auf mich zu um mich zu küssen, aber Aubry hat mich nicht angesehen. Messire Olivier allein zuckte bei dem Tone meiner Stimme zusammen. Er liebt mich, mein Kind, und ich selbst sage Dir's. Ich habe seine Liebe in seinen Augen, in seinen Worten und in den Schrecknissen meines Geistes gefühlt. O! ich verabscheute ihn, das beschwöre ich vor dem allwissenden Gott! Aber liebt denn das arme Vöglein die Schlange, welche es bezaubert? — Es kam mir so vor, als hätte ich einen wohltönenden aber verderblichen Gesang gehört; meine Schläfe pochten, meine Augen schlossen sich schmachtend, während er der schmählichen Göttin heidnischer Wollüste eine Lobrede hielt. Du weißt es wohl, Jeannine, daß man das Gift ins köstlichste Getränk zu mischen vermag — ich wollte nichts hören und doch horchte ich, — ich sah durch meine geschlossenen Augenlider hindurch, — ich suchte mich selbst und fand in mir ein anderes Geschöpf, — verstehst Du mich? — Mein Herz wendete sich flehend an Aubry's Herz, ich verlangte nur einen Blick, mein Kind, wäre es auch nur ein Blick des Mitleids gewesen. Ach! wohin fiel Aubry's Blick, — nachdem er über deine schwarzen Haare hinweg gestreift war? Fiel er auf Anna von Landal oder auf Marie von Querhoënt? Sie sind schön! Galt er der Francisca Thibaut oder der Wilhelmine von Credern? — Man kann sie lieben.«

Der Ausdruck Bertha's wurde mit jedem Augenblicke matter. Jeannine sah, daß sie während dem Sprechen einschlafen würde und unterbrach sie nicht mehr.

»Was Du vielleicht nicht glauben willst, ist Folgendes,« fuhr Bertha mit größerer Lebhaftigkeit und leicht erröthend fort; »nur um Aubry's willen hörte ich Messire Olivier an. Ich sog seine glühenden Blicke in mich, weil ich mir dachte: so würde mich Aubry ansehen, — wenn er mich liebte! — Und nun verfolgt das bleiche Gesicht jenes Mannes meine Träume, — ich sehe immer hinter der Seide seiner schwarzen Haare die blonden Locken meines Aubry, der zu lächeln scheint. Horch! horch!«

Sie hielt inne, ihre Augen schlossen sich.

»Horch,« schloß sie, mit kaum vernehmbarer Stimme, »ich war zufrieden, als ich ihn von der Terrasse herab, und Aubry an seiner Seite reiten sah. Ich dachte mir: Vielleicht bringt er es meinem Vetter Aubry bei, wie man den Muth gewinnt, um seiner Verlobten zu sagen: Ich liebe Dich! ich liebe Dich!«

Ihr Kopf sank auf die Kissen zurück. Sie entschlief. Ihr halb offener Mund lächelte mit den bleichen Lippen wie bei einem Liebesgeständniß.

Jeannine löschte die Lampe aus. Die Stunden der Nacht gingen vorüber. Die ersten Strahlen der Morgendämmerung beleuchteten die bleichen Gesichter der beiden schlummernden Jungfrauen. Das unbescheidene Auge, das im Stande gewesen wäre, mit den ersten Strahlen des anbrechenden Tages in dieses Heiligthum einzudringen, würde gewiß Anstand genommen haben, der einen oder der andern die Palme der Schönheit zuzuerkennen. Ein Band von Moire, welches die Frage gleichfalls nicht entschied, hing vom Betthimmel herab,

und trug ein Banner von Goldstoff, auf dem man den Wahlspruch des eisernen Mannes las:

»Der Schönsten!«

Das Banner schwankte zwischen dem braunen Kopfe und dem blonden hin und her, und seine scharlachrothen Fransen streiften bald die Haare Jeanninens und bald Bertha's Locken.

Es befand sich im Palaste Dayron eine kleine Magd, die auch ein bischen mit dem Pagen Marcou de St. Laurent verwandt war. Dieses Factum bringen wir auf gut Glück zur Wissenschaft, da wir uns gänzlich außer Stand befinden, diese abermalige galante Teufelei mit dem Banner zu erklären. Das kleine Kammermädchen von Dayron schlief in einem anstoßenden Cabinete, — allerdings in Gesellschaft der dicken Javotte; aber Du mein süßer Jesus, es hätte der Kanonen von St. Michael bedurft, welche eiserne Kugeln schossen, um Javotte aufzuwecken, wenn sie einmal eingeschlafen war. Das kleine Kammermädchen hatte freie Hand gehabt, und befand sich vielleicht irgendwo in der Nähe, um mit schelmischem Blicke das Erwachen der beiden Mädchen zu belauschen.

Bertha von Maurever schlug zuerst die Augen auf. Die Fransen des Banners kitzelte sie an der Stirne. Ein Sonnenstrahl ließ im Halbdunkel des Alcovens die goldenen Buchstaben des Wahlspruches erglänzen. Bertha ergriff das Banner und riß es herab. Ihre zarten Brauen zogen sich zusammen, während sie auf Jeannine blickte, die mit einem Lächeln auf den Lippen und das Haupt auf den gerundeten Arm stützend fortschlummerte.

»Immer zwischen ihr und mir!« dachte Bertha, die eher eifersüchtig als erschrocken war.

Dann kam der Schrecken.

»Es ist Jemand hier herinnen gewesen!« dachte sie.

Man hörte im anstoßenden Gemache Dame Josepha de la Croix=Mauduit, die eben ihren ersten Morgenhusten hielt. Auf dieses wohlbekannte Signal kam in der Wohnung der alten Witwe Alles in Bewegung. Der alte Falke schüttelte die Kappe und wechselte auf seiner Stange die rechte Klaue mit der linken; die alten Hunde sprangen auf und schlugen an, wie es ihre Pflicht war; die alte Zofe richtete sich auf ihrem Lager auf und sagte:

»Edle Dame, — Gott und die heilige Jungfrau mögen während der Dauer dieses Tages über Euch wachen, — Amen!«

Beinahe zu gleicher Zeit sprach der alte Stallmeister, der die Thüre halb öffnete:

»Edle Dame, — Gott und die heilige Jungfrau mögen Euch während der Dauer dieses Tages in ihre heilige Obhut nehmen, — Amen!«

»Dank Dir, Bertha, meine Freundin!« antwortete Dame Josepha de la Croix=Mauduit, wie sie es seit einem halben Jahrhundert regelmäßig that, »streichle doch die Hunde ein wenig, es sind treue Thiere; die alte Geschichte führt eine Menge Züge an, welche die treue Anhänglichkeit beweisen, deren diese verständigen Thiere fähig sind. — Dank, Meister Biberel, — Ihr werdet so gut seyn und dem Falken sein Futter bringen. Der Falke ist ein edler Vogel. Weder die Griechen noch die Römer kannten seinen Werth. Der Ruhm des Falken ist mit dem Ritterthum entstanden. Ich wünsche Dir, Bertha, meine Freundin, und Euch, Meister Biberel, daß Ihr den heutigen Tag glücklich in Gottesfurcht und Scheu vor der Sünde zubringet. Seyd klug und

verschwiegen, — Klugheit und Verschwiegenheit kann in jedem Alter mangeln, — fliehet das Lästern und tretet nie aus den von der Mäßigkeit vorgesteckten Schranken heraus. Euer Gewand sey reinlich, um dem Hause Ehre zu machen, dem Ihr dienet. Wenn wir, wie man sagt, zum Besuche bei unserm gnädigsten Herrn, dem Herzog Franz von der Bretagne, zugelassen werden, so erinnert Euch, Bertha, daß Ihr rasch vom Pferde steigen und die Verbeugung des ersten Würdengrades so regelmäßig und auf eine so anständige Weise machen müßt, daß man ringsherum sage: Seht, das ist eine Zofe, die ihr Ceremoniel kennt. — Ei ja freilich, werden dann die Leute antworten, die ein bischen was von der Welt wissen, — ich glaub's wohl, sie ist ja auch die Zofe der edlen Dame Josepha Witwe von la Croix-Mauduit. — Erinnert Euch auch, Meister Biberel, daß Ihr bei derselben Vorkommniß beide Knie beugen und die Huldigung oder Ehrenbezeigung des ersten Würdengrades auf eine so anständige und wohlabgemessene Art darbringen müßt, daß Alles ringsherum in den Ruf ausbricht: Bei Gott! das ist ein Stallmeister, der sein Amt versteht. — Ei nun, das will ich meinen, werden sogleich alle Leute antworten, die sich darauf verstehen, vorausgesetzt daß sie nicht durch Neid oder Bosheit befangen sind, — wie könnte es denn aber auch anders seyn? Dieser Gewappnete, so wie Ihr hier seht, ist der Stallmeister der edlen Witwe von la Croix-Mauduit, der Schwester des seligen Erbherrn Hue von Maurever, welcher dem Herzog Wilhelm von der Bretagne folgte, und des Messire Morin von Maurever, des Begleiters unseres allergnädigsten Herrn Herzogs!«

Nachdem sie auf diese Weise mit langsamer und vernehmlicher Stimme gesprochen, wozu sie den Kopf im Takte

schüttelte, bekam Dame Josepha ihren zweiten Hustenanfall. Der Falke war wieder eingeschlafen, — die Hunde schnarchten auf's neue. Die Zofe öffnete das Fenster, um den Geruch hinaus zu lassen, der von den verschiedenen alten Thieren ausströmte. Hierauf begann man die Toilette der Witwe.

Als sie die Füße in ihren weiten Pantoffeln hatte, erhob sie ihre Stimme aufs neue:

»Liebe Nichte,« sagte sie, indem sie sich gegen Bertha's Thür wendete, »habt die Güte und erwacht, ich bitte Euch. Jedes Ding hat seine Zeit. Das Gestirn des Tages erhellt bereits die Erde und verscheucht den Schlaf. Steht man früh am Morgen auf, so erlangt man Zufriedenheit und frische Farbe. Die Trägheit, die eine Todsünde ist, löscht das Feuer der Blicke aus und macht die Backen blaß und dick. Zu meiner Zeit, liebe Nichte, brauchten die alten Leute die jungen nicht aufzuwecken.«

»Ich gehorche Euch, liebwertheste Frau Tante,« antwortete Bertha's sanfte Stimme durch die Thüre hindurch.

Jeannine schlug in diesem Momente die Augen auf. Bertha verbarg hastig das Banner unter ihrem Kopfkissen. Jeannine blickte staunend und bedauernd nach allen Seiten herum.

»Was suchst Du, mein Kind?« fragte Bertha, deren Lächeln einen spöttischen Ausdruck hatte.

»Was ich suche?« erwiederte Jeannine; »ich träumte.«

»Er war da, nicht wahr?« unterbrach sie Bertha, »Du sahst ihn in deinem Traume, jung, schön, liebeglühend, voll ritterlichen Eifers?«

Ach! all dieses war wirklich so! Die arme Jeannine erröthete, schlug die Augen nieder und wagte nicht nein zu sagen.

»Ich war dessen gewiß!« rief das Fräulein von Maurever, welches nicht mehr lächelte; »und das ist der Grund, warum das böse Auge nichts über Dich vermag! Das ist der Grund warum die Zauberei an deinem Herzen abgleitet und zurückprallt, wie der abgeschossene Pfeil vom Panzer; Du liebst und wirst geliebt!«

»O!« unterbrach sie sich selbst, indem sie voll Verzweiflung die Hände faltete, »nur ich allein muß also einsam und verschmäht bleiben! Nur ich allein muß leiden!«

Jeannine schlug die nassen Augen zu ihr empor.

»Theures Fräulein,« sagte sie sanft, »wenn das Leiden Anderer Euch Trost gewähren kann, so seyd getröstet, — ich leide auch!«

Bertha that es leid, jene Worte gesprochen zu haben; sie fühlte Scham über das, was sie empfand. Deshalb hegte sie auch einen Groll gegen ihre Gefährtin; das ist die Gerechtigkeit des Menschenherzens.

»Küsse mich, mein Kind,« sagte sie, indem sie eine heitere Miene anzunehmen versuchte; »diese bewegten Nächte machen mich toll. Bist Du nicht aufgewacht, seitdem es Tag geworden?«

»Nein,« antwortete Jeannine.

»Du hast nichts gesehen?« fragte Bertha, indem sie unwillkürlich nach dem Moireband blickte, an welchem kein Banner mehr hing.

»Nichts! — Habt denn Ihr etwas gesehen, edles Fräulein?«

»Ich? Nicht das Mindeste. Aber horch!«

Sie sprang aus dem Bette. Hufgeklapper ließ sich im innern Hofe vernehmen. Bertha warf ihren pelzverbrämten Morgenmantel über die Schultern und eilte ans Fenster.

»Komm, komm! geschwinde!« rief sie. »Da steigen sie eben zu Pferde!«

Jeannine, die weit langsamer sich anstellte, verlor die Zeit damit, bis sie die kleinen Füße in die Pantoffeln brachte. Vielleicht hatte sie auch keine Lust zum Schauen. Bertha rief sie ein zweites Mal mit Ungeduld und in gebieterischem Tone. Jeannine schritt nun ihrerseits durch das Gemach. In dem Augenblicke, wo sie am Fenster anlangte, schwangen sich so eben zwei Cavaliere in den Sattel auf muthige Gäule, welche die Stallknechte noch am Zügel hielten. Es waren diejenigen, die während der Dauer der Nacht den Geist der Mädchen so sehr in Anspruch genommen hatten: Messire Aubry und Olivier Baron von Harmoy.

»Während Du zögertest,« sagte Bertha, »haben sie beide nach dieser Seite geblickt. Messire Olivier allein hat mit der Hand gegrüßt.«

Sie log, und zwar mit Auslassung. Hatte doch Olivier mehr gethan, als blos mit der Hand gegrüßt. Er hatte lächelnd und verwegen einen Kuß heraufgesendet.

Bertha hielt den Zipfel des Vorhangs empor. Die Stalleute ließen die Zügel los. In dem Augenblicke, wo sie wegsprengten, wendeten sich die beiden Reiter noch einmal gegen das Fenster, wo der braune Kopf von Jeannine sich hinter dem blonden Haupte Bertha's zeigte. Diesmal warf Aubry wie Olivier lächelnd einen Kuß gegen das Fenster hinauf.

Bertha legte die Hand aufs Herz. Als sie sich umwendete, gewahrte sie, daß Jeannine sich ans Fensterkreuz anhielt, um nicht zu fallen. Jeannine war blaß, sie zitterte. Der Blick, den ihr Bertha zuschleuderte, drang tief bis ins Innere ihrer

Seele. Bertha erbleichte nun ihrerseits. Nicht ein Wort wurde gewechselt.

Sie kehrten beide nach dem Alcoven zurück.

»Mein Kind,« sagte Bertha nach einem längeren Schweigen, »Du thatest vollkommen recht daran, daß Du mir dein Geheimniß nicht anvertrautest.«

»Mein theures Fräulein,« entgegnete Jeannine, deren Augen jetzt gänzlich ohne Thränen waren, — »ich kann Euch mein Herz zeigen, denn ich öffne es auch jeden Tag vor Gott. Möchtet Ihr nur glücklich werden! Ich, — ich kenne meine Pflicht.«

»Hat er Dir jemals seine Liebe erklärt?« fragte Bertha.

»Ich habe das Herrenhaus von Roz verlassen, um bei meiner alten Großmutter zu wohnen,« entgegnete Jeannine.

Bertha ließ sich am Fuße des Bettes auf einen Schämel sinken.

»Und was geschah seither?« fragte sie weiter.

»Ich werde meine Großmutter verlassen, um in's Kloster einzutreten,« erwiederte Jeannine.

Bertha bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und Jeannine sank vor ihr auf die Knie nieder.

IV.

Der Spazirritt.

Die aufgehende Sonne versuchte es vergebens, dem alten Pontorson, der Stadt mit den grauen düstern Häusern, ein fröhliches Aussehen zu geben, die Sonne lächelte allein, Pontorson blieb in ernsthafter Laune mit seinen Spitzdächern, seinen dunklen Thürmen und den phantastischen Wetterfahnen

auf denselben. Alle Fenster waren noch geschlossen, so wie auch die Thore der Umfangsmauer. Die Sonne hielt sich aber schadlos, indem sie fröhlich die Hügel in der Umgegend vergoldete, wie auch die reichen Felder der Normandie am Ufer des Couesnon, den die Flut hoch anschwellen ließ. Die Ebene bot ein sonderbares Schauspiel: die Zelte und Buden standen noch auf ihrem Platze, aber keine lebende Seele zeigte sich in der Umgegend. Das Fest schlief. Die öffentlichen Garküchen, in denen das Feuer erloschen war, überließen ihre Bratöfen und Schmorpfannen dem Publicum auf Treu und Glauben; die Bretergerüste der Krämer, der Spiel- und Buntwaarenhändler hatten keine andere Wache als irgend einen großen Kettenhund oder ein Kind, das den Kopf zwischen den Händen haltend in einer Ecke kauerte. Das Gemälde mit den eilftausend Jungfrauen von Cöln, das Bild Rolands mit dem Eselskopfe und andere minder berühmte Schaustücke ließen ihre mit grellen Farben beschmierten Fetzen im Winde wehen.

Ach, unter all diesen Gemälden fehlte das Schönste und Neueste. Dasjenige, auf welches der unglückliche Remy den Menschenfresser von den Inseln hatte malen lassen, wie er eben ein kleines Kind verzehrt. Eine schwarze Brandstätte, auf welcher manchmal ein Windhauch die Asche emporwirbeln ließ, war Alles, was von der glänzendsten und besuchtesten aller Buden übrig geblieben war. So geht der Erfolg vorüber! Vielleicht hätte man Mühe gehabt, den Platz zu bestimmen, wo gestern sich die am meisten in der Mode befindliche Schauhütte erhob, wenn nicht eine anmaßende Inschrift an einem Pfahle in der Erde befestigt gewesen wäre, die folgende Worte enthielt:

»So übt Graf Otto von Beringhen Gerechtigkeit!«

Das ging denn doch zu weit! Wußte es denn der Herzog Franz, daß in seinem Lande, in der Bretagne, nur wenige Schritte weit vom Banner mit dem Hermelin, das entfaltet seine stolze Devise zur Schau trug, der deutsche Heide ganz ungescheut seine Frevelthaten öffentlich kund machte? Es fehlte doch — Gott sey Dank! — nicht an Barken und Schiffen in dem sturmgesicherten Hafen von St. Malo. Wenn der Herzog es nicht wußte, so mußte er es doch erfahren. Wehe dann dem Frevler!

Aber was reden wir von Schiffen! Man brauchte ja gar keine Schiffe. Nachdem er die Fackel des Mordbrandes in die Bude geworfen, hatte sich der Graf Otto keineswegs in seinen unzugänglichen Schlupfwinkel geflüchtet. Sein cokett aufgeputztes, glänzendes Gezelt hatte seinen Platz nicht verändert. Es stand noch immer dort, sichtbar von beiden Ufern des Couesnon, das Zelt des reichen Herzogs und das Zelt des Königs von Frankreich beschämend. Bei niederer Ebbe konnte man durch den Couesnon waten, ohne daß man Furcht zu haben brauchte, sich mehr als die Knöchel naß zu machen. Wenn die Barone des Herzogs Franz von der Bretagne das Wasser scheuten, so durften sie nur zu Pferde steigen.

Zweifelsohne mußte der Tag, welcher eben anbrach, einen Kampf herbeiführen.

Er brach aber schön an. Auf dem Festlande floh der Nebel bereits vor dem leichten Winde, der gegen die Dünen hinwehte. Gegen das Meer zu verdichtete sich dagegen der Nebel und verkündete auf diese Weise einen heißen trockenen Tag. Der Himmel war blau, einige leichte Wolken bildeten im Osten lange, rosenfarbige Streifen, während der auf

gleiche Weise gekennzeichnete Westen am Horizonte Streifen von einem zweifelhaften Grau bildete, die mit den Erddämpfen in Eins verschwammen.

Das Thor des Herrenhauses von Dayron öffnete und schloß sich hinter Aubry von Kergariou und Messire Olivier. Sie waren allein. Alsbald setzten sie sich in Galopp und sprengten in das Land hinein. Ihr Ritt schien nach keiner besonderen Richtung eingeschlagen. Sie ritten nach einiger Zeit den Hügel hinan, der sich eine halbe Meile außerhalb der Stadt auf der Straße nach St. Georges-de-Grehaigne befindet. Dort angelangt hielt Messire Olivier sein Pferd an.

Der Hügel ist hoch. Frei schweift der Blick nach allen Seiten, vom Berge Dol, den man in der Ferne im Gebiete der Westküste erblickt, bis zu den Dünen, die sich im Norden hinziehen und. gegen Osten sich absenkend, das normännische Ufer einsäumen. In dieser Gegend sieht man den St. Michaelsberg von allen Seiten. Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit diesen eigenthümlichen und feenhaften Anblick beschrieben, dem die bretagnischen und normännischen Uferbewohner nur wenig Aufmerksamkeit schenken, während er ohne weiters den erstaunten Reisenden fesselt; der St. Michaelsberg tauchte aus dem Nebel auf wie ein gewaltiges, dunkles Schiff, das auf einem Silbermeere dahinzieht. In dem Augenblicke, wo Aubry und Messire Olivier den Gipfel des Hügels erreichten, breitete der Nebel über die Dünen und über das Meer seinen gewaltigen Schleier, der die schief gleitenden Strahlen der Sonne auffing; der Berg, dessen Haupt aus der Nebelmasse emporragte, bekam den vollen Strom des Lichtes auf seiner dem Osten zugewendeten Seite, während jene Partien, die nach Westen schauten, im Schatten blieben;

es war eine doppelte Gegenwirkung von Kraft und Licht, — mit dem matten Hintergrunde des Nebel=Oceans. Trotz der Entfernung und der auf den Dünen so gewöhnlichen optischen Täuschungen zeichneten sich die Gebäude des Klosters, die auf diese Weise von rückwärts beleuchtet waren, für Aubry und Olivier mit einer wunderbaren Reinheit ab. Man hätte sie für eines jener feinen ausgeschnittenen Bilder halten können, welche die Andacht jenes Jahrhunderts in die Gebetbücher legte. Der Wünderthurm, dieses kühne Meisterwerk, schwang sich stolz über die übrigen Gebäude empor und trug die schlanke Glocke, ober welcher die goldene Statue des Erzengels ein glänzender Stern schien, der sich am hellen Tage am Himmel verirrt hatte.

Unsere beiden Edelleute hielten in Betrachtung versunken mehre Augenblicke vor diesem unvermutheten Schauspiele.

»Das ist schön!« sagte Aubry.

»Wie können,« entgegnete Messire Olivier, »die naiven Versuche eurer Kunst schön seyn, die noch in ihrem Kindesalter ist. Ich habe die Ruinen von Athen und die Ruinen von Memphis gesehen; ich habe die himmelhohen Pyramiden geschaut, welche die egyptische Wüste beherrschen, wie jener Felsen dort die Einsamkeit eurer Dünen überragt. Einmal habe ich in einer Ebene Assyriens Halt gemacht mit pochendem Herzen und bleicher Stirn; vor mir lag der Riesenleichnam von Ninive. Das ist schön, sagt Ihr? — Die Sonne beleuchtet ebenso, nur mit mehr Stolz, die weißen Terrassen von Palmyra. An dem andern Ende eurer Bretagne hat Penmarch viel höhere und viel schauerlichere Felsen. Es ist schön, weil Alles schön ist, was groß ist, das Meer und der Nebel ohne Grenzen, der todbringende Sand, die Wüste,

der Himmel; die Größe macht die Schönheit. Die Säulengänge Helions, die den kostbaren Sockel ihrer Säulen in der Flut baden, sind schöner, als das hier. Bewundert nichts, junger Herr, bevor Ihr Vergleiche angestellt habt. — Die Welt ist groß und weit. — Wißt Ihr wohl, daß die Luftspieglung die Gegenstände umkehrt? Am Tage einer solchen Luftspieglung habe ich euren goldenen Erzengel gestürzt gesehen; er lag unter dem Drachen und der Drache war Sieger. Der Drache ist von Gold wie der Erzengel und wie der Erzengel hat er Flügel.«

Aubry hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er suchte den Sinn dieser mystischen Sprache. Selbst wenn die Worte von Messire Olivier keinen Sinn gehabt hätten, so würde sie Aubry doch immer mit einer gewissen Ehrfurcht angehört haben. Er war unterjocht. Dieser Mann ließ in ihm mit Allgewalt jene Fiber der Auflehnung erzittern, die sich im Herzen aller Kinder befindet. Es liegt eine Wonne darin, das Joch zu brechen. Der Jüngling wünscht gleich dem Sicambrer zur Zeit des Clovis nichts sehnlicher, als die Götzenbilder seiner Kindheit zu zertrümmern.

Das Alter kommt und der Umschwung geht vor sich. Aelter geworden, verändert, — sollen wir sagen gebessert? — schreitet der Mann von einem Extrem zum andern. Er hat es nicht verstanden, in jener rechten Mitte stehen zu bleiben, die zwischen ordnungslosem Uebermuth und schwachsinniger Trägheit liegt. — Da sehe man ihn! — Der Gotteslästerer ist zum Frömmler worden! — Der Zerstörer steht vor den Ruinen Schildwache, — der junge Teufel ist im Alter Einsiedler geworden! Er wollte Alles zerstören, das Gute mit sammt dem Bösen, nun will er Alles erhalten,

das Böse mitsammt dem Guten. Er stürmte vorwärts, ohne zu wissen wohin, jetzt taumelt er zurück, ohne zu wissen warum; seine Thorheit war einst die Zukunft, seine Narrheit ist nun die Vergangenheit. Armes Wesen, das entweder rennt oder sich schleppt, ohne jemals mit männlichem Schritt gehen zu lernen, — unvollkommenes Geschöpf, das immer dies- oder jenseits der Wahrheit steht, — verdammt durch die Erbsünde, — und niemals die nöthige Zeit besitzend, um zwischen den Fiebern seiner Kindheit und der Lahmheit seines Greisenalters Mann zu werden?

»Jupiter war hier vor Christus,« fuhr Messire Olivier fort, der mit sich selbst zu reden schien; »die Grundfesten der Emporkirche sind jene Granitblöcke, welche den Tempel Bels trugen. Wer weiß wer nach Christus kommen wird!«

»Christus ist ewig, wie der Vater und der heilige Geist!« murmelte Aubry schüchtern.

»Was sagten die Druiden des Forstes von Scissy, dessen grüne Eichen auf dem Platze standen, wo jetzt das Meer braust? Belenus war ewig. Die in den gelben Granit der Obelisken am Nil eingegrabenen Hieroglyphen verkünden es gleichfalls, daß Osiris nicht sterben kann. Das Werk des göttlichen Homeros, das höher steht, als die egyptischen Denkmale, schreibt dem Sohne Saturns gleichfalls die zum Gemeinplatz gewordene Unsterblichkeit zu. Dort drüben, in den Wüsten Afrika's haben sie Götter, von denen wir nicht einmal den Namen wissen und auch diese Götter sind ewig. Soll Brama, der Schlüssel der indischen Dreifaltigkeit, nicht ewig fortleben? Die germanischen und die cimbrischen Gottheiten, die Götter des weißen Norwegs und des schwarzen Aethiopien haben einen gemeinsamen Charakter: die Unsterb-

lichkeit. Aber eines Tages, wenn ihre Zeit um ist, sterben sie alle diese Unsterblichen —«

»Vergleicht Ihr denn die Götzen mit dem wahren Gott?« fragte Aubry.

»Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt,« sagte Olivier, ohne auf die Frage zu antworten; — »ich habe bereits Alles gesehen, und der Zweifel ist der Sohn des Wissens.«

Er zog die Zügel seines Pferdes an und ritt im Schritt den Hügel hinab.

»Glaubt Ihr an Vorbedeutungen?« fragte er, indem er sich plötzlich gegen Aubry umwendete.

Bevor dieser antwortete, streckte er die Hand in der Richtung des St. Michaelsberges aus.

Sey es nun, daß der Nebel zunahm, oder war es die natürliche Wirkung des Abhanges, den sie hinabritten, — der St. Michaelsberg mit seiner kühnen Stufenleiter von Gebäuden verschwand langsam im Nebel.

»Gott ist am Kreuz gestorben,« murmelte Aubry, sich bekreuzend, »aber die Sünde unserer ersten Eltern ist fortan für immer gesühnt und Gott wird nicht mehr sterben.«

Die goldenen Sporen von Messire Olivier berührten die Flanken seines Pferdes. Nach Verlauf einiger Minuten gelangten unsere beiden Edelleute in jenes Dunstmeer, welches noch das ganze Thal bedeckte. Aubry kannte die Gegend nicht ganz genau; er folgte seinem Gefährten und blieb ohne Mißtrauen. In dem Trabe, in dem sie ritten, mußten sie sich bald dem Flecken Roz-sur-Couesnon nähern, welcher das letzte Kirchspiel vor den Dünen ist.

Messire Olivier ritt auf einem prachtvollen, fleckenlosen Rappen. Beim Anfange des Spazirrittes befolgte Aubry mit aller Strenge den Unterricht seines Lehrmeisters, des

wackern Jeannin, hielt sich kerzengerade im Sattel und schien eine Reitlection zu nehmen. Er hatte ein Compliment von Messire Olivier gehofft. Dieser, ein vollendeter, aber in seiner Methode launenhafter Reiter, überließ sich nachlässig den Bewegungen seines Pferdes. Da Aubry sah, daß man seine tadellose Haltung nicht bemerken wollte, studirte er die Haltung seines Gefährten. Ohne sich Zwang anzuthun, bewunderte er die stolze und anmuthige Weichheit, die ihn der gute Jeannin nicht hatte lehren können; er blieb zurück und suchte diese Haltung nachzuahmen; da er jung und tüchtig geschult war, kam er auch fast damit zu Stande. Sobald er sich fähig glaubte, spornte er sein Pferd, und lehnte sich zurück, um sich gleichfalls nachlässig im Sattel hin und her zu wiegen.

Messire Olivier lächelte auf eigenthümliche Weise; Aubry bemerkte es nicht.

»Ihr habt eine ganz eigenthümliche Weise, euren Gaul zu lenken,« sagte er; »ich habe doch viele Ritter gesehen, seit ich wieder nach Europa zurückgekehrt bin, — aber noch habe ich keinen vollkommneren gefunden.«

Aubry blähte sich auf.

»Findet Ihr das, mein werther Sire?« sagte er.

»Die Damen sind meiner Ansicht, wie es scheint,« fuhr Olivier fort; »ich habe gestern Abends mehr als einen Blick erlauscht —«

»Pfui!« unterbrach ihn Aubry, roth vor Vergnügen, »Ihr wollt meiner spotten, mein werther Sire!«

»Und zu welchem Zwecke denn? Ihr seyd jung, tapfer, vom Adel. Ihr habt die Schönheit des Körpers und des Antlitzes, die für sich allein mehr werth ist, als Tapferkeit und Adel zusammen genommen. Mein lieber Gefährte, Ihr

müßt wohl schon so manchen Sieg im Liebesturniere errungen haben?«

»Nicht doch, mein werther Sire,« entgegnete Aubry, dessen triumphirender Stolz sich herabließ, den Bescheidenen zu spielen; »ich lebe bei meiner hochverehrten Mutter auf dem Herrenschlosse zu Roz. Wenn ich wie Ihr die Welt durchzogen hätte —«

»Ihr seyd verschwiegen, das sehe ich; und dies ist abermals eine Tugend, welche die Damen hoch zu schätzen wissen. Ich aber bin ein Hellseher, und das, was Ihr nicht sagen wollt, habe ich errathen.«

»Was habt Ihr denn errathen, mein Gefährte?«

»Wozu solltet Ihr in die Ferne schweifen, wenn das Glück so nahe bei Euch ist? Der unbeständige und glückliche Schmetterling lebt und stirbt auf demselben Blumenbeete. Ihr seyd hier im Lande Bretagne in einem Blumenbeete von Schönheiten. Und bereits habt Ihr Euch die beiden reizendsten Blumen auserwählt —«

»Die Eine von Beiden zum mindesten hat mich selbst auserkoren,« murmelte Aubry, in dem sich die nicht zu beschwichtigende Geckenhaftigkeit eines achtzehnjährigen Menschen regte.

»Wirklich!« rief der Baron von Harmoy. »Welche denn?«

Aubry schwieg.

»Die Braune oder die Blonde? Das einfache Mädchen oder das Fräulein?«

»Ihr wißt doch Alles!« rief Aubry entzückt, »und ich habe Euch doch noch nichts gesagt.«

Da sehe man den Ruhm! Der Held des Salons, der König des Festes, der Halbgott, für welchen die edlen Da-

men in Dayron's Herrenhause allein nur Blicke hatten, hatte sich herabgelassen, seine, Aubry's, Herzensangelegenheiten zu belauern. Aubry hegte sogar einen Augenblick lang die berauschende Hoffnung, Messire Olivier zu verdunkeln.

Dieser musterte ihn neugierig von oben bis unten. Er erwartete vielleicht, daß sich Aubry ein Dementi geben würde.

»Da Ihr Alles wißt,« begann Aubry, »so muß ich capituliren. Ihr, der Ihr die Abenteuer zu hunderten zählt, werdet ohne Zweifel über meine Liebesqual lachen. Allein soviel ist gewiß, daß ich die Qualität, wenn auch nicht die Quantität besitze. Bertha und Jeannine sind die schönsten Mädchen der ganzen Gegend.«

»Ihr könntet beinahe sagen, der ganzen Welt. Und sie lieben Euch alle beide?«

»Ich habe Grund es zu glauben.«

Die Brauen Messire Oliviers zogen sich leicht zusammen. Aubry sah dies nicht.

»Sie haben Euch wohl Beweise davon gegeben?« fragte der Baron hartnäckig weiter, ohne daß es jedoch das Ansehen hatte, als ob er das mindeste Gewicht auf seine Frage legte.

»Zahlreiche Beweise,« antwortete Aubry.

Man darf nicht vergessen, daß er fast noch ein Kind war. Allein man hätte ihn nicht ansehen können, ohne zu lachen. Ein Mensch, der ein Rad schlägt, gleicht nicht dem Pfaue, sondern dem Truthahn.

»Vortrefflich!« rief Messire Olivier aus; »ich frage Euch nicht. ob Ihr Euch diesen doppelten, köstlichen Vortheil zu Nutzen gemacht habt?«

Bei dieser Frage wurde Aubry roth wie Blut. Er wollte nicht lügen, — allein wie sollte er seine Unschuld gestehen,

ohne sich zu Tode zu schämen? Messire Olivier sah ihm lächelnd über die Schultern; Aubry stotterte, wechselte noch einmal die Farbe und sagte endlich:

»Meine Erziehung ist eine sehr strenge gewesen; erst seit ganz kurzer Zeit habe ich die Geheimnisse des Lebens errathen. Die Wahrheit zu gestehen, Messire, so habe ich in meiner gestrigen und heutigen Unterredung mit Euch mehr davon erfahren, als ich im Herrenhause zu Roz in zehn Jahren zu lernen im Stande war. Was Bertha und Jeannine anbelangt, so habe ich sie aus folgendem Grunde geschont —«

Das Wort war zugleich so unverschämt und so naiv, daß der Baron in ein lautes Lachen ausbrach. Aubry hatte gute Lust seinen Degen zu ziehen. Der Baron, der jeden seiner Eindrücke auf seinem Gesichte, wie in einem offenen Buche, las, hielt sein Pferd an, wie ein Mann, der eine ernsthafte Erklärung anhören will.

Aubry beendete seinen Satz:

»Bertha ist mein Geschwisterkind und trägt den Namen meines Großvaters von mütterlicher Seite. Jeannine aber — Messire, Ihr seyd so viel gereist, daß Ihr mich nicht verstehen werdet, — Jeannine liebe ich.«

Olivier reichte ihm herzlich die Hand.

»Warum ich Euch zugethan bin, mein junger Herr,« sagte er, »ich weiß es nicht. Ich hatte mir selbst den Schwur geleistet, mir niemals mehr die Mühe zu nehmen, den Irrthum zu bekämpfen, jenen Alp, der den verblendeten und furchtsamen Menschen erstickt. Aber nun sehe ich Euch vor mir, so jung, so schön, so stolz, und noch einmal kommt mein Entschluß zum Wanken. Ihr müßt mich anhören; die Stunde drängt, meine Worte werden gezählt seyn.«

Während er sprach, schien er sich nach dem fernen

Brausen des Meeres zu orientiren. Die Pferde schritten über den sandigen Boden dahin, der von Lachen salzigen Wassers durchschnitten ist und das Festland vom Sande der großen Dünen trennt.

»Brauche ich Euch erst zu sagen,« begann Messire Olivier, »was für ein Unterschied zwischen dem unbändigen Hengst und dem sclavischen Pferd, zwischen dem edlen Stier und dem schwerfälligen Ochsen besteht, der ohne sich zu sträuben sich unter's Joch beugen läßt und die Striemen der Peitsche erduldet? Was macht diesen Unterschied? Ist's etwa Gott, der Schöpfer, an den ich vielleicht so gut glaube wie Ihr? Nein, der Mensch ist es, der selbstsüchtige, feige Mensch. Der Mensch wollte herrschen; er bändigte jene Starken durch die List. Und der Mensch hat mit den Namen von wilden Thieren den Löwen, den Tiger gebrandmarkt, kurz Alles, was groß, Alles, was schön ist, Alles, was im Stande war, ihm Widerstand zu leisten. — Gerade so machen es auch die Greise gegenüber der Jugend, die sie erschreckt und auf die sie eifersüchtig sind. Die Welt gehörte der Jugend ohne der Schlauheit der Greise. Sie haben Gesetze erfunden, welche die jugendliche Kraft in zage Scheu, die heldenmüthige Glut des sechzehnten Jahres in feiges Mißtrauen verwandeln. Sie haben eigene Worte zum Dienst für ihre Gesetze erfunden: Ehre, Scham, Beständigkeit. — Diese Worte sind das Gebiß, welches das Maul des gefallenen, gebändigten Hengstes zerreißt; diese Worte sind das Joch, welches den Kopf des edlen Stieres zerdrückt, aus dem das Messer einen Ochsen gemacht hat. Wenn Ihr Euch bäumt, Ihr jungen Leute, so ziehen die Alten die Zügel fester an; wenn euer ungeduldiger Fuß auf den Boden stampft, so legen Euch die Greise ein noch schwereres Joch auf, und dann nehmt Euch nur vor

der Peitsche in Acht! — Haben sie nicht eines Tages als Tugend unter dem Namen Bescheidenheit das feigste aller Verbrechen erfunden, die verhaßte, abscheuliche Heuchelei? Jedesmal, so oft die Sonne untergeht, wird das Weltall um einen Tag älter; jeder verflossene Tag gibt den Greisen Tausende von Mitschuldigen; denn jeder Mensch sieht hinter sich seine Nachkömmlinge, die heranwachsen, und der Haß jagt ihn vor der Zeit ins Feldlager der Greise. Mit zwanzig Jahren schon wird man zum Greis, das heißt zum Unterdrücker gegen den Jüngling, den man zum ersten Mal die Lanze ergreifen sieht. Die Söhne Adams, welche die Zeit ohne Unterlaß dem verhaßten Tode näher bringt, sehen mit Bitterkeit auf diejenigen zurück, welche vom Schatze ihrer Tage beinahe noch nichts ausgegeben haben. — Mein junger Herr, — Gott hat das Wort »Löwe« auf eure stolze Stirne geschrieben. Warum kaut Ihr am Gebiß? Man wird König durch die Empörung. Das heilige Feuer der Sinne erlöschen lassen, heißt vom edlen Rang des Hengstes oder Stieres zur Gemeinheit des Ochsen- oder Pferdestalles herabsinken. Auf die freie Leidenschaft verzichten, heißt sein eigenes Wesen herabsetzen und sich selbst entmannen.

Seine Stimme drang tief in Aubry's Herz, wie es die Spitze eines Schwertes gethan haben würde. Aubry horchte begierig. Die Augen von Messire Olivier versengten ihn fast. Aubry sah diesen Menschen im Nebel der Dünen, der seine übermenschliche Schönheit mit einer Art von Nimbus umgab. Aubry leistete keinen Widerstand, er war unterjocht.

Messire Olivier mäßigte seinen Ausdruck und sein Wort wurde langsamer.

»Ich habe in der Wüste,« fuhr er fort, »die anmuthige Heerde wilder Stuten gesehen, die um ihren wilden Sultan

vereinigt waren. Sündigt der stolze Hengst gegen die Natur in der Steppe, wo er sein freies Spiel hat? Der Schwache ist Witwer durch das göttliche Gesetz, — der Starke kann hundert Weiber haben. Die Patriarchen haben das Beispiel gegeben. Das Weib, ein untergeordnetes und unselbstständiges Geschöpf, kann sich ohne Liebe nicht unterwerfen; sie kann nur den Starken lieben, weil sie den Schwachen verachten muß. Mögen tausend Weiber zugleich den Starken lieben, der Starke wird über sie herrschen, und ihnen unter seiner kräftigen Hand Schutz gewähren. Die veredelte Race wird gedeihen; die verfluchte Nachkommenschaft des Schwachen wird verschwinden. Werden wir das lebensfrische Füllen der Raufe des Stalles im Pachthofe zuführen, wenn wir Schlachthengste hervorbringen wollen? Zerreißen wir die schmählichen Seiten des geschriebenen Gesetzes; setzen wir die gerechte und rechtmäßige Herrschaft der Kraft, das heißt: der Jugend, ein; reißen wir mit fester Hand die Binde herab, welche unsere Augen blendet. — Hört Ihr mich, begreift Ihr mich, Aubry, mein Bruder?«

»Ich höre Euch und ich begreife Euch,« entgegnete Aubry, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen.

»Sie sind beide schön,« fuhr Olivier fort, den Ton zum dritten Mal verändernd, »warum wollt Ihr zwischen der himmlischen Traurigkeit Bertha's und der herzlieben Fröhlichkeit Jeanninens wählen? Sie lieben Euch beide, warum wollt Ihr die eine unglücklich machen? Wählt Ihr bei Tische zwischen dem weißen Wein, der von den Ufern des Rheines kommt, und zwischen dem rothen Rebensaft, der an den Küsten der Gascogne wächst? Wählt Ihr zwischen der Frucht und dem Brote? Wählt Ihr zwischen den Fischen eurer Wässer und dem Wildpret eurer Forste? Um sein Mei-

sterstück zu machen wählt der junge Schreinermeister das Ebenholz, aber er gesellt das Gold hinzu. Nehmt das Gold und das Ebenholz, Jeannine und Bertha, das blondhaarige Mädchen, das der Narzisse auf der Wiese gleicht, und die Jungfrau mit den schwarzen Haaren, gleich dem schimmernden Agath. Hier wählen, heißt lästern!«

»In der Welt, in der wir leben,« stammelte Aubry, »wären sie beide verloren.«

Messire Olivier hielt sein Pferd an. Das Brausen des Meeres ertönte ganz nahe. Die Hufe der Pferde versanken in weichem Seetang. Der dichte Nebel hatte eine perlenmutterartige Farbe angenommen; man fühlte die Strahlen der Sonne durch den Dunstqualm hindurch, wie man den Brennpunkt der Lampe hinter der geschliffenen Glaskugel sieht.

»Fürchtet Ihr nur die Welt?« fragte Messire Olivier.

Aubry senkte das Haupt und antwortete nicht.

»Ist doch hier in der Nähe eine andere Welt,« fuhr der Baron fort, indem er mit einem Male seine Stimme dämpfte, »eine Welt, wo der Starke gedeiht, weil er ohne Unterlaß durch die belebende Milch des Vergnügens genährt wird. Wollt Ihr den Garten der Liebe sehen, wo euer Platz zwischen Jeannine und Bertha bereits in Bereitschaft gehalten wird?«

Aubry richtete auf Messire Olivier seinen erstaunten Blick.

»Wollt Ihr?« wiederholte der Baron mit Ungeduld.

Aubry hatte die Idee zu fliehen, aber die Scham hielt ihn zurück.

»Ah!« sagte Messire Olivier mit dem Sarcasmus im Munde, »Ihr habt wohl Furcht?«

Das traf gleich dem Sporenstoß in die Flanken eines scheuen Füllen.

»Beim Himmel!« rief Aubry aus, »ich will sehen!«

Messire Olivier richtete sich in seinen Steigbügeln in die Höhe. Aubry dachte, daß er in diesem Augenblicke die doppelte Höhe eines Mannes habe. Stehend auf seinem unbeweglichen Pferde streckte Messire Olivier die Hand gegen das Meer aus, mit der Geberde des Befehles.

»Airam!« rief er mit gebietender Stimme. »Wo ist Helion?«

Ein dumpfes, aber weithin tönendes Brausen entstand. Der Nebel zerriß mit Langsamkeit seine Schleier. Das Meer zeigte sich eben und glatt wie ein Spiegel. — Und in diesem unermeßlichen Spiegel spiegelte sich ein verzaubertes Land und entfaltete seine mit Blumen geschmückten Rasenplätze, seine schattigen Haine, seine marmornen Gartenpaläste, die halb hinter dem Laubwerk verborgen waren.

Aubry stieß einen Schrei der Bewunderung aus und hielt die Hand vor seine geblendeten Augen.

V.

Herzoglicher Rath.

Der Anblick wechselte. Nun war es mit einem Male wieder ein Wald voll Schatten. Aubry wähnte die berauschenden Düfte desselben einzuathmen. Lange Pfade liefen unter unbekannten Bäumen mit schlankem Stamm und glänzendem Laubwerk hin, die auf ihren runden und geraden Aesten jene goldenen Aepfel trugen, welche die antike Poesie in ihren Gesängen pries. Lianen zogen sich guirlandenförmig

hin und spannten von einem Baum zum andern ein umgekehrtes Gewölbe mit Blüthenverzierungen. Vögel flatterten von Ast zu Ast und im stillverschwiegenen Neste schnäbelten weiße Tauben mit jener Glut, die sie erschöpft auf's Moos wirft. Menschenpaare wandelten in den Laubgängen und machten es wie die Tauben. Im Grunde einer dunklen Laube saß allein eine schöne, bleiche Jungfrau und wartete. Sie hatte das Haupt gesenkt; ihr Haar fiel wie ein Schleier über ihre Stirn.

»Jeannine!« murmelte Aubry.

Die Jungfrau richtete sich empor. Ihre feuchten Augen lächelten.

»Bertha!« rief Aubry traurig.

Die Jungfrau setzte den Alabaster ihrer Füße in die Quelle. Da verwandelte sich das klare Wasser in ein Moosbett, die Wände einer Grotte stiegen empor und rundeten sich gegeneinander. Und das junge Mädchen — Bertha oder Jeannine — denn merkwürdigerweise schien sie ihm beides zugleich, — streckte die Arme gegen Aubry aus, der im Sattel wankte.

»Ich habe Durst!« sagte er.

Messire Olivier lächelte und reichte ihm seine Feldflasche. Aubry trank begierig, ein Blitz zuckte in seinen Augen empor.

Die Jungfrau der Grotte erschien ihm in diesem Augenblicke wie hinter einem Gazeschleier. Nur verdoppelte sie sich langsam. Diesmal waren zwei Jungfrauen da: Jeannine und Bertha zugleich, — die blonde Bertha, die braune Jeannine. Und beide streckten ihre Arme gegen ihn aus.

Beide waren so schön, daß Aubry's Herz in der Brust sprang.

Von neuem führte er Oliviers Feldflasche an seine Lippen.

Hatte er denn diese Bertha, diese Jeannine nie gesehen? Welche Schönheit! Welche Anmuth!

Sie verliehen einander durch den Gegensatz erst den rechten Werth, da Eine reizender war als die Andere. Und da sollte man wählen? Unmöglich!

Was in der Feldflasche von Messire Olivier war, wissen wir nicht zu sagen; allein Aubry wankte im Sattel und seine Augen flammten in seinem geisterbleichen Antlitz.

Durch die gekrümmten Pfade des Waldes drang das Licht ein und bezeichnete zuerst die mäandrischen Windungen der Alleen, dann überschwemmte es die Gebüsche und legte sich wie eine glänzende Decke auf alle Gegenstände, auf die es fiel. — Dann kam wieder eine weite Ebene. Ritter rannten mit der Lanze nach dem Ringe. Andere warfen den maurischen Wurfspieß; noch andere übten sich im Schwerterkampf. Ein großer See erstreckte sich bis zu den blauen Bergen, welche den Horizont abgrenzten. Eine Schaar von Schwänen, die ihre Flügel im lauen Windhauch entfaltete, schwamm über den See dahin. In seinen durchsichtigen Wellen spiegelten sich gigantische Wälder. Eine mit Teppichen behängte Barke segelte heran. Wer ruderte sie? Die beiden Jungfrauen waren es, die allein in derselben saßen und zu warten schienen. Jeannine hielt eine Laute und Bertha fuhr mit ihren Fingern, die weißer waren, als der Hals der Schwäne, über die stummen Saiten.

»Zu trinken!« rief Aubry.

Als er die Feldflasche von den Lippen weggab, da hob sein rascher, fieberhafter Athem krampfhaft seine Brust.

»Wählen sollte er da?« murmelte er.

Und er lächelte mitleidig.

Helion! Helion! Hatte man nicht die Geisterstadt heraufbeschworen? Aus dem Schooße der durchsichtigen Gewässer stieg eine Stadt von Marmor empor. Sagt nicht nein! Aubry sah dieselbe. Man wäre nicht im Stande gewesen zu sagen, ob es bewohnte Paläste oder Ruinen seyen. Schweigen und Einsamkeit hausten in diesen langen asiatischen Hallen, deren unzählbare Säulen sich in der Ferne in einem dunstigen, staubigen Lichte verloren. Es waren gedrückte, endlose Säulengänge, welche Friese von Jaspis trugen, der im seltsamen Lichte schillerte; unermeßliche Treppen, die zu feenhaften Terrassen und schwebenden Gärten führten, dann wieder tiefe Teiche, wo eherne Löwen krystallhelles Wasser ausspien. Belsazer, der König der Feste, hätte sich gewiß für seine durch die Bibel berühmt gewordenen Gelage keinen schönern Saal gewünscht, als den, der hier unter dem Niveau des Bodens sich ausdehnte, der keine andere Decke hatte als das Gewölbe des Himmels, — um den sich Gallerien von Porphyr herumzogen und dessen Boden aus geschliffenem Quarz alle Diamanten des Weltalls auf einem Punct vereinigt zu haben schien. Wir wären nicht im Stande, alle die wunderbaren Mosaiken der Tische zu beschreiben; um die Trinkgefäße zu liefern hatte die Erde den Schatz ihrer Eingeweide erschöpft. Wir vermöchten es nicht die Dome zu zählen, die sich in ihren goldnen Kuppeln im Sonnenlichte wölbten.

Helion! Helion! die Stadt der Todten, die Schwester Babylons, Ecbatana's und Palmyra's, das große Meisterwerk untergegangener Civilisation! Aubry sah Helion.

Ein silberheller Rauch stieg empor, wie derjenige, der in fein gewundenen Fäden aus den Löchern der Weihrauchfässer emporsteigt. Dieser Rauch lief gleich einer leichten

Verkrümmung längs den Balustraden hin, deren unermeßliche Perspective sich in einen Schleier hüllten. Aus dem Schooße dieses Dunstes traten Menschen hervor, lebende Menschen. Die Nacht brach zu gleicher Zeit herein, während die Menge der Söhne und Töchter Helions entstand; der Mond warf auf diese Gebäude, die schöner und wahnwitziger waren, als ein Traum, seine erblassenden Strahlen; ein bläulicher Ton verschmolz den Schatten mit dem Lichte. Die stumme Schaar trieb sich einen Augenblick in dem bläulichen Halbdunkel herum, dann wurden mit einem Male Fackeln angezündet und der Saal strahlte von einem Lichtmeere.

Jeder König hatte zu seiner Rechten und Linken ein weibliches Wesen. Und Könige waren sie allerdings, denn sie trugen den Purpurmantel und die Krone. Man sah sie so je zu dreien, auf ihren Betten von Purpur und Gold. Ein Bett stand dort, auf welchem der König fehlte; zwei Jungfrauen schienen ihn zu erwarten; sie waren die Schönsten unter all diesen Blüthen der Schönheit.

Eine Stimme erhob sich hinter Aubry und sprach:

»Dein Platz ist leer.«

Jeannine und Bertha riefen ihn mit Blick und Lächeln zu sich.

In der Flasche von Messire Olivier befand sich nichts mehr.

»Da bin ich! ich komme!« rief Aubry und stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen.

Da sah er nun eine Vorhalle mit grünen, gelbgeäderten Säulen gleich der Schuppenhaut der Schlangen; diese Vorhalle erstreckte sich lichtschirmend von den Terrassen bis herab und schien sich wie eine Wunderbrücke bis zu ihm zu

verlängern. Das Lächeln Bertha's und Jeanninens rief ihn immer schmachtender.

»Wirst Du hinüberreiten, Gott zum Trotz?« fragte die Stimme.

»Gott zum Trotz!« antwortete der Knabe.

Da wiederhallte durch den Nebel ein gellender Schrei: Airam! Airam! — Helion verbarg sich hinter einer blutigen Wolke, der Zauber verschwand.

Aubry fuhr mit der Hand über die Stirne und suchte seinen Gefährten. Messire Olivier war nicht mehr an seiner Seite. Vor ihm befand sich das Meer, das in dem düstern grauen Nebel immer höher und höher stieg; sein erschrecktes Pferd schauderte zwischen seinen Beinen. Ringsumher lag undurchdringliche Finsterniß. Er fühlte, daß er in Todesgefahr war, denn das dumpfe Brausen der Flut umgab ihn bereits.

Er bekreuzte sich, — sein Pferd hob bäumend die Füße, die im Sande bereits einzusinken begannen, — aus seinen Nüstern schnob der Dampf, — es orientirte sich, jenem Instincte folgend, den Gott den Thieren gegeben hat, und schoß schneller als der Blitz davon.

In dem Nebel dahinsprengend, wähnte Aubry hinter sich das Echo eines bittern höhnischen Lachens zu hören.

. . . .

. . . .

Der Herzog Franz war beim Trinken. Der Vater Anna's liebte die Gelage. Wenn er genug, aber nicht zu viel getrunken hatte, dann war er ein weiser und wohlmeinender Fürst. Am gestrigen Tage haben wir nichts als sein herzogliches Gezelt am linken Ufer des Couesnon gesehen, — allein

die Nacht war gut angewendet worden; am Morgen finden wir rings um das herzogliche Zelt herum ein ganzes Lager aufgeschlagen; die Nachbarschaft Ludwigs XI. hatte dem Herzog Franz von der Bretagne Stoff zum Nachdenken gegeben.

Außerdem war auch etwas Analoges auf dem normännischen Ufer vorgegangen. Der König von Frankreich mußte über die Nachbarschaft seines mächtigen Vasallen in Schrecken gerathen seyn, denn ein Dutzend Gezelte umgaben jetzt das seinige. Uebrigens war dies das geringste Gefolge, welches Ludwig von Valois haben konnte, und Niemand konnte über diesen Zuwachs erstaunen.

Der Herzog Franz saß zu Tisch und zu Rath mit dem Sire von Goulaine, seinem Seneschal, Aymeri von Rieux, Herr von Quessant, Jean de Pleuc, Capitän der Nanteser-Garde, Herrn Tanneguy du Chastel, dem Sire von Coëtquen, Réné von Chateaubriand, Réné von Coetlogon und dem Bastard Johann von Orleans, Grafen Dunois.

Der Herzog Franz war jung. In seiner Umgebung hatten die Herrn Tanneguy du Chastel und Dunois allein graue Bärte.

Die Andern: Goulaine, Coëtlogon, Rieux und de Pleuc, Coëtquen und Chateaubriand, waren glänzende Kriegsleute, der Stolz dieses galanten und reichen Hofes, der in jener Zeit keinen Nebenbuhler hatte als den Hof des Herzogs Carl von Burgund; vor allem würde de Pleuc, der schön, stolz und tapfer war, wie Alle seines Stammes, unter den französischen Zelten vergebens einen Ritter gesucht haben, der im Stande gewesen wäre, ihm das Herz der Damen streitig zu machen.

Ludwig XI. verstand es bei Gelegenheit eine Pracht zu

entfalten und kluge Geschichtschreiber warfen ihm bitter den Luxus seiner diplomatischen Repräsentationen vor, allein überall, wo seine Person allein in den Vordergrund trat, fehlte Pracht und Glanz. Er war ein Fürst, der nur ein halbes Licht liebte, wie die Coketten, wenn sie in ein gewisses Alter kommen, und trotz seinen übermäßigen Ausgaben war er, wenn Stolz oder Interesse ihn nicht aufstachelten, ein König, der mit den Lichtstümpfchen sparte. Solche Könige haben keinen Hof.

»War jener Jeannin nicht der Stallmeister Kergariou's?« fragte Franz den Herrn von Coëtquen, der eben zu sprechen aufgehört hatte.

»So es Euch genehm, mein hoher Herr,« antwortete Coëtquen, »so wißt, — dieser Jeannin ist noch immer Stallmeister bei Madame Reine, der Witwe unsers edlen und stolzen Waffengefährten Aubry, der bei Vertheidigung des Hermelinbanners fiel.«

»Ich erinnere mich dieses Aubry, — er war eine tüchtige Lanze! — Aber ich erinnere mich auch an jenen Jeannin, den ich mehr als einmal auf meinem Schlosse zu Nantes gesehen habe. Man darf seinen Worten Glauben schenken, selbst dann, wenn sie die Loyalität unseres Nachbars des Königs von Frankreich anklagen — eine Loyalität, gegen welche bis jetzt noch kein Verdacht sich erhob, als könnte sie die Gesetze der Ritterlichkeit verletzen. Hat er irgend eine neuerliche Andeutung bekommen über die Verherung, die uns der Menschenfresser von den Inseln zufügen soll?«

»Die Verherung,« entgegnete Coëtquen, »könnte wohl in einigen Tropfen Gift bestehen, die man Euch geschickt in euer Glas gießt.«

Der Herzog trank einen tüchtigen Schluck.

»Oder auch,« fuhr Coëtquen fort, »in einem Dolchstoß, den man Euch dort beibringt, wo euer Harnisch klafft.«

Der Herzog von Guyenne hatte damals den vergifteten Fisch noch nicht verzehrt, den ihm der König Ludwig XI. zum Geschenke gemacht und der seinen Tod veranlaßt hatte; man konnte also diese Art von Verherung noch nicht errathen.

»Ihr seyd ja um mich, Ihr Herren und getreuen Freunde,« sagte der Herzog, »ich fürchte nichts, als den Willen Gottes.«

»Hoher Herr,« nahm Coëtquen wieder das Wort, »dieser Jeannin befindet sich in meinem Zelte. Er erwartet Nachrichten; kann er, wenn diese Nachrichten angelangt seyn werden, vor Ew. Hoheit geführt werden?«

»Alle, die hier sind, haben ihn in der Schlacht gesehen,« antwortete der Herzog; »man kann ihn einführen. Aber laßt uns jetzt, ich bitte Euch, fortfahren über die Ereignisse zu reden. Ich habe den St. Michaelsorden zurückgewiesen, weil die Statuten desselben mein Hoheitsrecht beschränken und meinen freien Willen fesseln. Der König wird sich rächen. Sehen wir nun die Dinge vom schlimmsten Standpunkte an, wie man es thun muß, wenn sich bereits die Dämmerung des Todeskampfes vor die Augen legt. Nehmen wir an, daß es der wankenden Bretagne bestimmt sey zu fallen. — Allein, bei Gott! — meine Herren, ich fühle mich noch fest auf meinen Beinen und rede nur in der Hypothese. — Nach welcher Seite müßte zur Wohlfahrt unserer Völker der Fall gelenkt werden?«

Chateaubriand, Goulaine und de Pleuc, die alle drei junge Leute waren, schwiegen alle drei und lächelten stolz. Sie ließen gar keine Hypothese zu. Warum wollte man auch einen Sturz voraussehen? Der Herzog Peter oder der Herzog

Johann würden sich nicht im vorhinein gefragt haben, ob man nach rechts oder nach links fallen müsse. Für einen Herzog gibt es nur eine Art und Weise wie er fallen darf: dem Feinde gegenüber, kämpfend, sterbend.

Die jungen Leute hatten Recht und Unrecht, — Recht im Principe, Unrecht in den Thatsachen. Da der Herzog Franz einmal da war, so mußte er doch auch die Möglichkeit eines Sturzes in Erwägung ziehen.

Links die Engländer, rechts Frankreich; — so war die kleine Bretagne zwischen zwei große Länder eingeklemmt, und vermochte sich nicht anders zu erhalten, als nach den Gesetzen des Gleichgewichtes.

Der alte Tanneguy du Chastel heftete auf seinen Herrscher einen traurigen und ruhigen Blick.

»Es gab eine Zeit,« sagte er, »wo die Bretagne und Frankreich nur ein einziges Land bildeten. Ich weiß nicht, ob das gut war, vielleicht war es doch möglich. Aber das weiß ich, daß die Bretagne niemals englisch werden kann; man schlägt keine Brücke über den Ocean.«

»Der Vasall, der gegen seinen Oberherrn durch den Ocean geschützt wird, ist ein glücklicher Vasall,« warf der Bastard von Orleans ein, der gegen Frankreich einen alten Groll hegte. »Eure Brüder befinden sich im Lande der Gaëlen. Der König Eduard hat Millionen Unterthanen, welche Sprache, Spiele und Ursprung mit Euch gemein haben. Ergebt Euch niemals dem König Ludwig eben deshalb, weil man durch den Couësnon durchwaten kann.«

»Ergebt Euch an gar Niemand, hoher Herr!« rief Jean de Pleuc, »Herr Tanneguy de Chastel, unser ruhmreiches Vorbild, und Dunois, der Spiegel der Ritterschaft, sind einst jung gewesen. Herr Tanneguy hat es oft genug ge-

sehen, ob unsere Lanzen minder lang sind, als die aus der Normandie oder aus Poitou. Hat Dunois auf Paris, auf Orleans und auf den Scheiterhaufen der Jungfrau vergessen? Erinnert sich Dunois nicht mehr an die gewaltigen Schwerthiebe, die ihn in der Geschichte werden fortleben lassen? Weder Herr Tanneguy noch der Graf von Orleans hätten auf solche Weise gesprochen, bevor sie einen weißen Kopf hatten.«

Der Herzog Franz trank ein großes Glas, um dieser Rede Jean de Pleuc's, der sein Liebling war, einen besonderen Nachdruck zu geben.

»Und doch liegt was Gutes,« murmelte er, »in dem, was der Sire von Chastel geredet, und was unser Vetter Dunois gesprochen hat.«

Diese hatten beide Jean de Pleuc die Hände gereicht.

»Du hast wohl gesprochen, mein Neffe,« sagte der alte Tanneguy, »wenn noch viele Bretonen gleich Dir übrig geblieben sind, dann mag Se. Hoheit der Herr Herzog deinen Rath befolgen.«

»Und bei unserer lieben Frau!« setzte Dunois hinzu, »wir werden ihn auf's Beste dabei unterstützen.«

»Ohne sich zu ergeben,« meinte Coëtquen, »kann man im günstigen Fall ein Bündniß mit dem Engländer gegen den Franzosen und dann wieder mit dem Franzosen gegen den Engländer eingehen.«

Coëtquen war Erbherr von Combourg; Combourg liegt ganz nahe an der französischen Grenze.

Dunois schüttelte den Kopf.

»Es gab einmal,« sagte er, »zwei Nachbarn, die gerne mit einander rauften. Ihre Thore stießen in der Stadt Etampes gegen einander. Zwischen ihren Thoren befand sich ein frischer Stechpalmstock, um die plündernden Vagabun-

den und die herrenlos herumirrenden Hunde weg zu peitschen, die man der Wuth verdächtig hielt. Wenn die beiden Nachbarn miteinander handgemein wurden, so diente der Stock bald dem Jacob, bald dem Peter. Peter und Jacob trugen jeder die Spuren desselben auf ihrem Körper. Eines Tages tranken die Beiden aber miteinander an der Ecke des Herdes. Wißt Ihr, was man ergriff, um das Feuer zu nähren? Nichts anderes als den Stechpalmstock!«

»Und Ihr denkt also, mein Vetter,« fragte Franz, ohne daß er jedoch vergessen hätte einen tüchtigen Schluck zu trinken, »daß der Engländer und der Franzose, wenn sie je durch das Geschick versöhnt werden sollten, uns das Loos des elenden Stechpalmstockes vorbehalten würden?«

»So denke ich,« entgegnete Dunois.

»Nun wohlan,« nahm Jean de Pleuc das Wort, »wenn wir zu klein sind, so laßt uns größer werden. Wir sind die Celten, — stellen wir das celtische Gallien wieder her und treiben wir die Franken bis auf ihre Frankeninsel (Ile de France) zurück, wo ihr König sich noch einmal König von Paris nennen soll. Nehmen wir die Normandie bis zum Lauf der Seine weg, dann Maine und Anjou, übersetzen wir die Loire, die an ihrer Mündung bretonisch ist, und besetzen wir Poitou und Angoumois bis zu den Ufern der Charente. Dann wird der Engländer in Guyenne unser Nachbar seyn. Gegen Osten ziehen wir unsere Grenzen mitten durch das Land von Chartres, Orleans und Bourges. Der König Grallon würde dieses Land ohne das Verbrechen seiner Tochter erobert haben; unser Herzog setze seine Krone, die auf solche Art vergrößert worden, fest auf's Haupt und sey ein König zwischen Königen!«

Franz konnte nichts weniger thun, als trinken. Herr

Tannegui und Dunois lächelten. Chateaubriand, Coëtlogon, de Rieux und Goulaine hatten ihre Degen aus der Scheide gezogen.

Der Faltenwurf, welcher das Zelt schloß, hob sich in die Höhe und Laënnec, der erste Wappner (sergent d'arme) meldete, daß Jeannin, der Waffenmeister von Kergariou, die Botschaft erhalten habe, die er erwartete.

»Er trete ein!« rief der Herzog.

»Das heißt,« meinte Laënnec, »er ist nicht allein. — Bei ihm ist der Zwerg Fieràbras, der Hofnarr des hier gegenwärtigen Sire von Coëtquen.«

»Aha!« rief Coëtquen. »Da sehe mir Einer! zwei volle Tage schon habe ich den Herrn Spinnbesen nicht gesehen. Er soll nicht gepeitscht werden, weil es sich, wie ich jetzt sehe, um den Dienst des Herrn Herzogs gehandelt hat.«

»Der Narr mag mit dem Waffenmeister eintreten,« gebot der Herzog, der diese gute Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, ohne einen tüchtigen Trunk zu thun.

Jeannin wurde hereingeführt; an der Hand hielt er Fieràbras den Spinnbesen und der Zwerg sagte zu ihm:

»Sey nicht verdutzt, mein Onkel; Du bist eben so viel werth, als alle diese Leute da, ich gebe Dir mein Wort darauf, und außerdem hast Du ja einen Edelmann bei Dir.«

VI.

Königlicher Rath.

Der König trank nicht. Der König war zu einer viel früheren Stunde aufgestanden, als der Herzog und hielt gleicher Maßen Rath. Allein der König hatte nicht jene Menge von Edelleuten um sich, wie sie dem Herzog beim

Trinken zusahen. In seines Zeltes verborgenstem Winkel befand sich weder Bourbon, noch Bouillon, weder Montmorency, noch La Marche, noch St. Paul; der König liebte das viele Reden eben so wenig als das viele Trinken.

In seinem mit ausnehmender Einfachheit eingerichteten Gezelte befand sich nur ein einziger Mann. In dem Momente, wo wir das Geheimniß des Zweigespräches verletzen, wischte dieser Mann seine Rasirmesser ab und legte sie in ein kleines Futteral von Elendsleder mit Stahlschloß. Es war Meister Olivier le Daim, welcher dem Könige den Bart abgenommen hatte.

Diesmal war es der wirkliche Olivier le Daim. Man sagt, daß die Muscheln das Aussehen und die Farbe des Felsens annehmen, an dem sie leben; die Raupen haben beinahe immer die Farbe des Baumes, den sie abfressen; das Wild endlich unterscheidet sich durch die Farbe seines Felles oder seines Gefieders nie von dem Boden, auf dem es lebt. Diejenigen, welche in diesem Umstand keinen geheimnißvollen Schutz der Vorsehung sehen, behaupten, daß jeder Mittelpunkt dem Bewohner seines Kreisumfanges die Farbe entzieht. Olivier le Daim und Ludwig von Valois lebten streng in demselben Mittelpunkte, sie glichen sich wie zwei Uhus, die hinter derselben verfallenen Mauer Schutz suchen.

Das gilt jedoch nur so lange, als sie hinter der verfallenen Mauer blieben. Wenn Ludwig XI. zufällig einmal den Helm mit der Krone auf das Haupt setzte, oder den blauen mit goldenen Lilien übersäeten Mantel umwarf, dann glich er Olivier le Daim nicht mehr. — Und wenn Olivier le Daim, der ein großer Weiberfreund war, seiner Dame einen Besuch machte in Atlasschuhen, Sammtwams, mit der Mütze auf dem Ohre und die Schuhspitzen schnabelförmig bis zum Knie

heraufgebogen, dann glich er auch dem König Ludwig XI. nicht.

Man muß wissen, daß Olivier le Daim der Vorläufer von Lovelace war. Unsere tiefen Forschungen setzten uns sogar in den Stand, dem Leser mitzutheilen, daß Tristan l'Hermite ein ausgesprochener Musikfreund war und alle jene Zeit, die er nicht dazu brauchte, um seinen Nebenmenschen aufzuhängen, mit Mandolinenspiel verbrachte.

Ludwig XI. und sein Barbier waren so ziemlich auf die nemliche Weise angethan; sie trugen einen Ueberwurf von zweifelhafter Farbe, und dunkelfärbige Schuhe, die schon ihr gehöriges Alter hatten. Außerdem hatte Ludwig XI. vor dem Meister Le Daim seine berüchtigten bleiernen Bilder voraus, wie auch das Bild des heil. Michael, das an einem eisernen Kettlein um seinen Nacken hing. Er saß bei einem großen Tische, der mit zerstreuten Pergamenten bedeckt war. Auf diesem Tische befand sich ein riesiges, prachtvolles Stück Goldschmiedarbeit, welches mit der Einfachheit des Zeltes und der Einrichtung im schneidenden Gegensatze stand. Es war eine jener Büchsen mit Abtheilungen, die man Gewürzbüchsen nannte und die gewöhnlich ein Gebäude im gothischen Style vorstellten. Man legte in dieselben alle Gattungen von Gewürzkuchen und eingemachten Früchten; der mittere Theil war leer gelassen, um irgend ein Hauptgericht, Wildpret oder anderes Fleisch aufzunehmen, — denn es war ein Festtags-Einrichtungsstück. Die Gewürzbüchse des Königs Ludwigs XI. war ein Werk des berühmten Morellet von Tours, der zu seiner Zeit schon Kirchengefäße und Schwertgehänge verfertigte, die für die seinigen anzuerkennen Benvenuto Cellini in späterer Zeit sich nicht geweigert haben würde. Sie enthielt außer den Fächern für die Gewürze und der großen Schüssel

im Mittelpunkte, — einen Weihbrunnkessel zur Linken und ein Schreibzeug zur rechten; zwischen dem Schreibzeug und Weihbrunnkessel befand sich eine Gallerie mit Schubladen für Betbücher, Urkunden und Pergamente.

Der König schrieb; von Zeit zu Zeit hielt er inne um zu sprechen.

»Das ist schon das zehnte Mal,« sagte er, sich selbst unterbrechend, »daß ich diesen ersten Artikel der Ordensverfassung meines neuen Ritterordens vom heil. Michael umschreibe. Ich bin nicht im Stande, Alles hineinzubringen, Olivier, mein Freund.«

»Hebt Euch noch was für die andern auf, Sire,« gegenredete der Barbier.

»Die andern haben schon ihr volles Gewicht. — Höre aufmerksam diesen ersten Artikel an und sage mir dann deine Ansicht darüber.«

Der König las:

»In diesem oftbesagten Orden werden sechsunddreißig Ritter seyn, Edelleute von Namen und Wappen, ohne Flecken und Tadel, deren Oberhaupt und Herr Wir bei Unsern Lebzeiten seyn werden, nach Unserem Ableben aber Unsere Nachfolger, die Könige von Frankreich. Dieselben Brüder und Ordensgenossen sollen gehalten seyn, bei ihrem Eintritt in den Orden, jeden andern Orden aufzugeben und zu verlassen, wenn sie einen solchen besäßen, sey es nun von einem Fürsten oder einer Ritterschaft, — ausgenommen Kaiser, Könige und Herzoge, die nebst gegenwärtigem oftbesagten Orden auch noch jenen Orden tragen können, dessen Großmeister sie sind, jedoch immer nur mit Wissen und Zustimmung Unser selbst, Unsrer souveränen Nachfolger und der gesammten Ordensbrüder. Und in einem ähnlichen Falle wer-

den auch Wir oder Unsere Nachfolger, als Großmeister des oft besagten Ordens, — den Orden eines der mehrerwähnten Kaiser, Könige oder Herzoge zusammt dem Unsern tragen können, um die Liebe, die wir Einer für den Andern hegen, deutlicher kund zu geben und in gerechter Erwartung des Guten, welches daraus erwachsen könnte.« *)

Le Daim hatte seine Rasierbüchse unter den Arm genommen.

»Wenn Ew. Majestät nichts Unrechtes darin sehen würden,« meinte er, »so würde ich lieber selbst den Artikel einmal durchlesen.«

Ludwig XI. reichte ihm das Pergament hin und Olivier le Daim las mit großer Aufmerksamkeit.

»Warum werden die Herzoge auf gleiche Stufe mit den Kaisern und Königen gesetzt?« sagte er.

»Damit die Herzoge meine goldene Kette annehmen,« versetzte Ludwig XI., »das Gold ist viel schwerer, als das Eisen.«

»Der Herzog von der Bretagne, der eure Kette zurückgewiesen hat,« fuhr Olivier le Daim fort, »hat das goldene Vließ von Spanien soeben angenommen.«

»Bist Du dessen gewiß?« fragte Ludwig lebhaft.

»So gewiß, wie meiner Ehrfurcht gegen Ew. Majestät.«

Der König stand auf und ging mit hastigen Schritten um den Tisch herum. Dann riß er das Pergament aus den Händen des Barbiers, tauchte eine Feder in das Tintenfaß

*) Wörtlich wieder gegeben, mit Vorbehalt der Rechtschreibung: „Gründung des St. Michaels-Ordens durch König Ludwig XI.« Msct. Velin 1477. Bibliothek St. Geneviève.

und hielt sie einen Augenblick ober dem Worte Herzoge in der Schwebe. — Allein er strich dasselbe nicht aus.

»Der Artikel ist gut,« sagte er, mit sich selbst redend, »der Herzog von der Bretagne ist, soviel ich weiß, nicht Großmeister des goldenen Vließes, er hat nicht das Recht dasselbe um den Hals zu tragen. Hast Du keine andere Einwendung?«

»Keine, Sire.«

»Ich lese also den Artikel II., der noch unter altem Datum geschrieben ist: Item sintemalen Wir wünschen, daß in den oftbesagten Orden die größten, berühmtesten, tapfersten und ehrenreichsten Ritter aufgenommen werden, welche Wir kennen, sowohl aus Unserem eigenen Blute und Unserer eigenen Verwandtschaft, als auch Andere aus Unserm eigenen Königreiche und aus dem Auslande, so haben Wir nach genau gepflogener Kenntnißnahme der Weisheit, Tapferkeit und der Ritterlichkeit, wie auch anderer großer und lobenswerther Tugenden von den Personen der weiter unten aufgeführten Ritter, und im festen Vertrauen auf ihre volle und ungetheilte Ritterlichkeit und in der Hoffnung, daß dieselben in allen hohen, würdigen und tugendhaften Werken ausdauern und verharren werden, zu Ordensbrüdern und Genossen des oftbesagten Ordens, dessen Großmeister Wir und Unsere Nachfolger, die Könige von Frankreich, wie bereits oben erwähnt, für ewige Zeit bleiben werden, nachfolgende Herren und Ritter ernannt:

»Nemlich:

»1. Unsern werthgeschätzten und vielgeliebten Bruder, Herzog Carl von Guyenne.«

Meister Le Daim lächelte und sprach:

»Jeder Herr
Hat seine Ehr!«

Der König lächelte gleichfalls, aber ohne auf die Unterbrechung einzugehen, fuhr er fort:

»2. Unsern werthgeschätzen und vielgeliebten Bruder Herzog Johann von Bourbon und Auvergne.

»3. Unsern werthgeschätzten und vielgeliebten Bruder und Vetter, Ludwig von Luxemburg, Grafen von St. Paul, Connetable von Frankreich.

»4. Andreas von Laval, Erbherrn auf Lobéac, Marschall von Frankreich.

»5. Johann, Graf von Vancerre, Herrn auf Bueil.

»6. Ludwig von Beaumont, Herrn auf la Forest und Plessis-Macé.

»7. Johann von Estouteville, Herrn auf Torcy.

»8. Ludwig von Laval, Herrn auf Chatillon.

»9. Ludwig, Bastard von Bourbon, Graf zu Roussillon, Admiral von Frankreich.

»10. Anton von Chambannes, Grafen von Dammartin, Großmeister des königlichen Palastes.

»11. Johann, Bastard von Armagnac, Grafen von Comminges, Marschall von Frankreich, Gouverneur der Dauphiné.

»12. Georg von La Tremoille, Herrn auf Tremoille und Craon.

»13. Gilbert von Chabannes, Herrn auf Curton, Seneschal von Guyenne.

»14. Ludwig, Herrn von Cupsol, Seneschal von Poitou.«

Der König unterbrach sich.

»Hier,« sagte er, »wäre der Platz für meinen werthgeschätzten und vielgeliebten Bruder und Vetter, Franz II. Herzog von der Bretagne.«

»Ein schlechter Platz,« meinte Olivier le Daim, »nach Cupsol, dem unbekannten Seneschal, nach zwei Bastarden und drei oder vier Landjunkern.«

Man beliebe zu bemerken, daß der König Ludwig XI. sich ein wenig in der Lage jener reichgewordenen Bürgersfrauen befand, die eines Morgens zu sich selber sagen: Ich werde einen großen Ball geben, — und die nun den ganzen Winter hindurch arbeiten und sich abmühen, indem sie darüber nachgrübeln, wen sie einladen sollen, um ihre zu langen und zu geräumigen Salons zu füllen. Man sucht, man schnüffelt herum, man zieht Erkundigungen ein, wie es denn jene glücklichen Menschen machen, die bei ihren Festen einen Ueberfluß von Gästen haben. Man ärgert sich, man wird muthlos, aber endlich findet man als Mittelgut — die ehemaligen Commis und die Söhne ehemaliger Provinzkundschaften, die in Paris ihr Jus studieren. Allein die Welt, die wirkliche noble Welt macht es wie der Aal zwischen den Fingern der athemlosen ehemaligen Ladenfrau. Die Welt will sich nicht bei ihr unterhalten, die Welt verachtet ihr Gefrornes und ihren Champagner, — die Welt geht, weiß Gott wohin, wo man viel weniger Gefrornes bekommt und wo der Champagner viel schlechter ist. Wenn die vornehme Welt sich mit dem Pöbel gemein macht, so muß dies nur in Folge einer besonderen Laune geschehen.

In der Vorrede zu seiner Ordensverfassung redete Ludwig XI. ganz hochmüthig von Kaisern und Königen. Er stellte sogar thatsächlich diesen Königen und Kaisern ganz harte Bedingungen. Was die Könige anbelangt, so war

noch keiner dabei, — es lief das Gerücht herum, sie hätten sich sämmtlich geweigert. Mit den Kaisern war es ebenfalls nichts, — es blieben also nur noch die Herzoge. Ludwig XI. hatte deren zwei: Carl von Guyenne, der ihm mit Haut und Haar verfallen war, und Johann von Bourbon, der aller Welt angehörte. Valois und Bourbon! zwei gute Häuser, aber vom politischen Gesichtspunkte zählten Carl und Johann soviel wie nichts. Die Bretagne und Burgund! Das waren doch zwei Herzoge! Ludwig XI. hatte aber weder den Einen noch den Andern.

»Zu seiner Strafe,« sagte er, auf die Bemerkung Le Daim's antwortend; »zu seiner Strafe soll er der sechzehnte seyn.«

»Ist der Fünfzehnte ernannt?« fragte Le Daim.

»Ja, allerdings,« sagte der König, dessen frühzeitige Runzeln sich zu einem Lächeln verzogen; »höre den Namen und die Titel des Fünfzehnten: Tanneguy du Chastel, Gouverneur des Landes Roussillon und Sardaigne.«

»Wird er's annehmen?« murmelte der Barbier.

»Man kann nicht sagen, ob der Fisch anbeißen wird, bevor man den Köder auf die Angel gesteckt hat, Herr Gevatter. Wenn er's annimmt, so ist unser Vetter Franz mehr in der Klemme, als der Fuchs, dem man den Schweif abgehackt hat. Wenn er's ausschlägt, habe ich schon einen andern Ritter in Bereitschaft und unser lieber Vetter Franz wird immer nur der Sechzehnte auf der Liste bleiben.«

»Und darf ich den Namen des neuen Ritters wissen?« fragte Olivier Le Daim.

Bevor der König eine Antwort geben konnte, hob ein Page den Vorhang des Zeltes in die Höhe und meldete:

»Otto Graf von Beringhen, Herr zu Chausey und andern Orten.«

Meister Olivier sprang von seinem Schämel in die Höhe und wurde bleicher als ein Sterbender. Man hörte es wie die Füße seines Stuhles auf dem Boden einen völligen Wirbel schlugen. Die Stimme des Pagen, welcher den Namen des eisernen Mannes gemeldet, schien aus der Kehle nicht recht herauszuwollen. Es entstand im Zelte ein tiefes und feierliches Schweigen, während welchem man die massive Gewürzbüchse einen klagenden Silberton ausstoßen hörte, als ob die Annäherung des Verfluchten selbst leblose Gegenstände in Schrecken gesetzt hätte.

Niemand war bei dem Könige während der Bartstunde, wie man die Stunde seiner vertraulichen Unterredung mit Meister Olivier le Daim zu nennen pflegte. Wenn ein Bediensteter des Hauses es wagte, um diese Zeit einen Fremden anzumelden, so mußte der König selbst dazu den Befehl ertheilt haben.

»Sire! Sire!« stotterte der Barbier, dessen Zähne klapperten, »soll ich die schottische Garde holen?«

»Sie ist schon in Kenntniß gesetzt, Gevatter,« sagte der König leise.

»Ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen.

»Du bist ja gar nicht neugierig, Le Daim, mein Freund,« sagte der König, der ruhig war. »Man sieht nicht alle Tage einen Menschenfresser. Bleibe.«

Der Schritt eines bewaffneten Mannes wiederhallte im Vorgemache des Zeltes. Der Page hob den Vorhang in die Höhe. Ein Ritter trat ein. Er war von hoher kräftiger Ge=

stalt. Meister Le Daim sah ihn höher als einen Riesen. Dieser Ritter entsprach übrigens vollkommen der Idee, welche das Volk von dem eisernen Manne hatte annehmen müssen. Seine Rüstung war in all ihren Stücken von dunkel angelaufenem Stahl, die Nägel allein waren ciselirt und glänzend polirt. Er trug auf dem Kopfe einen Helm mit einer langen schwarzen Feder darauf, die nach rückwärts fiel. Sein Visier war geschlossen. Er trug keine andere Waffe, als einen kurzen Dolch in der Scheide.

Er trat mit klirrendem Tritte bis mitten in das Zelt, verneigte sich ritterlich und blieb dann vor dem Könige stehen. Meister Olivier le Daim hätte das beste Paar seiner Rasirmesser darum gegeben, wenn er zehn Meilen weit weg gewesen wäre.

Der König verließ seinen Stuhl nicht.

»Graf,« sagte er, »ich danke Euch, daß Ihr auf meinen Ruf gekommen seyd.«

Eine männliche, klangvolle Stimme tönte zwischen dem Helmgitter hervor.

»Sire,« entgegnete diese Stimme, »vermöge meines Lehens auf den Inseln bin ich Vasall und Unterthan Ew. Majestät.«

»Diejenigen, die von Euch sprechen,« fuhr Ludwig XI. fort, dessen durchdringender Blick fortwährend auf diese Stahlmaske gerichtet war, »und es sprechen sehr viele Leute von Euch, sowohl Gutes als Böses, Herr Graf —«

»Nur Böses, Sire,« fiel ihm der eiserne Mann ins Wort, »ich weiß das.«

»Diejenigen, die von Euch sprechen, behaupten, daß Ihr Vasall und Unterthan eines Königs seyd, der nicht dieser Welt angehört.«

»Viele Leute,« entgegnete der eiserne Mann, »verleumden auch Ew. Majestät.«

Der König dachte:

»Dieser deutsche Hexenmeister könnte in der Normandie geboren seyn!«

»Habt Ihr Kenntniß von dem, was ich von Euch erwarte?« sagte er laut.

»Ja, Sire.«

»Wer hat es Euch gesagt?«

»Das allgemeine Gerücht.«

»Tod und Pest!« rief Ludwig XI., indem er auf seinen Vertrauten einen schiefen Blick warf. »Auf diese Art kommen ja unsere Staatsgeheimnisse auf den Landstraßen herum!«

»Man sprach noch diesen Morgen davon und zwar auf ganz lustige Weise, das schwöre ich Euch,« sagte der eiserne Mann, »im Zelte des Herzogs Franz von der Bretagne.«

Der König legte die Knie kreuzweis übereinander.

»Ich hatte es doch nur Dir gesagt, Gevatter!« murmelte er, indem er sich gegen Meister Olivier le Daim wendete.

»Bei meinem ewigen Seelenheile!« protestirte dieser; »ich habe es keiner Seele gesagt.«

»Die Wände haben Ohren,« sprach Graf Otto ernst; »so spricht schon die gemeine Klugheit. Ich für meine Person übersetze dies auf folgende Weise: Die Luft hat Geister. — Horcht.«

Er berührte mit seiner Hand, über welcher er einen Stahlhandschuh trug, eine der silbernen Gallerien, aus welchen der Tafelaufsatz bestand. Ein Seufzer tönte daraus

hervor. Weder der König noch Le Daim hätten zu sagen gewußt, woher dieser Schall kam. Le Daim faltete zitternd die Hände. Ludwig XI. machte auffallend und rasch das Kreuz.

»Graf,« sagte er, »wenn die Geister der Luft Euch zu Befehl stehen, so gebietet ihnen, daß sie uns in Ruhe lassen. Die Magier des Pharao von Egypten verstanden es, ihre Stäbe in Schlangen zu verwandeln. Thut nichts, um mir eure geheimen Kräfte zu beweisen, ich glaube daran. Antwortet mir blos: Wollt Ihr meinen Wunsch erfüllen?«

»Wenn Ew. Majestät den meinigen zu erfüllen geruht,« antwortete der eiserne Mann.

»Redet.«

»Ich werde reden, sobald ich mit dem Könige allein bin.«

Ludwig XI. zauderte nicht. Er fuhr mit der Hand unter den Ueberwurf, nahm das goldene Bildniß des heiligen Michael und legte es auf den Tisch zwischen sich und den Grafen. Als er auf diese Art durch den Erzengel geschützt war, gab er dem Barbier ein Zeichen sich zu entfernen. Meister Le Daim gehorchte mit einer wunderbaren Geschwindigkeit, — die Furcht gab ihm Flügel.

Wir wären nicht im Stande zu sagen, ob der König Furcht hatte. Die übernatürlichen Dinge machten auf ihn einen höchst lebhaften Eindruck, allein er hatte sich selbst vollkommen in seiner Gewalt. Dies ist auf jeden Fall gewiß: wenn ihm der Teufel Furcht einflößte, so hatte der König nur um so mehr Verdienst, denn er behauptete seinen Rang selbst gegenüber dem Teufel; er bot ihm nemlich keinen Stuhl.

»Graf,« sagte er, »jetzt, wo wir allein sind, werdet Ihr wohl so gefällig seyn, mir euer Gesicht zu zeigen.«

Der Graf antwortete:

»Wenn Ew. Majestät die Königin wäre, dann könnte ich's und wollte ich's. Allein ich habe ein Gelübde gethan.«

Das war das berüchtigte Gelübde, sein Antlitz niemals zu zeigen, als um einer Dame zu gehorchen.

Diese ganze Unterredung zwischen dem Könige und dem Menschenfresser ist so populär geworden, im Lande Dol und selbst auf dem normännischen Ufer, daß die naive Ueberlieferung unwillkürlich unserer Erzählung die Farbe borgt. Und ist das etwa ein großes Unglück? Die Landleute von den Dünen wissen nicht einmal recht, ob der König der heilige Ludwig oder Ludwig XIV. war; sie wissen nur, es war der König. Was den Menschenfresser anbelangt, so war der nie etwas anderes, als der Menschenfresser gewesen. Auch das Datum thut nichts zur Sache. Es war: »Vor vielen, vielen Jahren.«

Wenn die Landleute diese Legende von dem Könige und von dem Menschenfresser erzählen, so lachen sie immer herzlich bei der Stelle, wo der Menschenfresser zum Könige spricht: Wenn Ihr die Königin wäret.

Der eiserne Mann entgegnete also:

»Ich habe ein Gelübde gethan.«

Und er setzte hinzu:

»Ich zeige mein Antlitz nur den Weibern, die ich liebe, und den Männern, die ich tödte.«

Der König verzog das Gesicht.

»Und welches ist denn euer Wunsch, Graf?« fragte er.

»Ich habe die größte Lust,« entgegnete der eiserne Mann, »Ritter eures neuen Saint-Michaelordens zu werden.«

VII.

Der Tafelaufsatz des Königs.

Der König nahm die Miene eines Souveräns an, der aus seiner Höhe herabfällt. Es muß übrigens dem Leser gesagt werden, daß der König Ludwig XI. gerade dieselbe Idee hatte wie der eiserne Mann; er hatte daran gedacht, auf seiner Liste den Namen Franz II., Herzogs von der Bretagne, durch den Namen des Grafen Otto Beringhen zu ersetzen, das heißt wohlverstanden unter der Bedingung, daß der Graf Otto Beringhen den Herzog Franz II. von der Bretagne für seine Starrköpfigkeit zur Rechenschaft ziehe.

»Heiliger Erzengel!« rief er aus, »Graf, was fällt Euch ein? Meine neue Genossenschaft und Brüderschaft ist in jeder Hinsicht eine christliche und der Autorität der hochheiligen römisch-katholischen apostolischen Kirche unterworfen!«

»Ich bin ja kein Feind unseres heiligen Vaters des Papstes,« antwortete der Menschenfresser mit aller Seelenruhe.

»Was fällt Euch ein! was fällt Euch ein! Unsere Capitelversammlungen werden in der Domkirche des Sanct-Michaelsberges abgehalten.«

»Das ist ein großer und schöner Tempel, Sire.«

»Wir schwören unsern Schwur auf das Evangelium und auf das Kreuz.«

»Darin sehe ich kein Hinderniß.«

Der König bewegte sich hin und her, indem er sich stellte, als wäre er in der größten Verlegenheit. Der Graf begann auf's neue:

»'s ist so meine Laune.«

»Verlangt von mir Alles, was Ihr wollt, nur dieses nicht!« rief Ludwig XI. aus.

»Ich will nichts Anderes.«

»Gold, Titel —«

»Ich mache Gold; mit dem Golde kauft man sich Titel. Ich will Sanct-Michaelsritter werden.«

»Heiliger Erzengel, gib mir einen Rath!« flehte der König, sich an sein geweihtes Bild wendend.

Das Bildniß des heiligen Michael sagte nicht ein Wort, aber die guten Leute von Dol und Pontorson behaupten, daß, so wahr der Couesnon zur Zeit der Flut ein bösartiges Wasser ist, der Tafelaufsatz ein Murmeln vernehmen ließ.

Er hatte bereits geseufzt. Was hatte er denn, dieser Tafelaufsatz?

»Sire,« entgegnete der Graf Otto, »ich wünsche nichts sehnlicher, als Euch diesen Herzog Franz an Händen und Füßen gebunden zu übergeben, da er gestern auf seinem Grund uud Boden meinen Charakter und meine Person hat beschimpfen lassen. Es sagt mir selbst zu, allein jeder Dienst ist seines Lohnes werth und ich mache Euch in aller Ehrfurcht zu wissen, in welcher Münze ich gezahlt zu werden wünsche.«

»Was würden meine Brüder und Genossen, die Ritter des Ordens dazu sagen?« murmelte der König.

»Sie sollen dazu sagen was sie wollen, überlaßt es nur mir, ihnen zu antworten.«

»Wenn ich aber nichtsdestoweniger euren Wunsch unzulässig finde, Graf?«

»Das thäte mir leid um euretwillen und um meinetwillen, Sire.«

»Um meinetwillen?« sagte der König, sich emporrichtend.

»Insbesondere um euretwillen, denn euer Verlangen, Franz von der Bretagne in eure Gewalt zu bekommen, ist ein eben so heftiges als wohlbegründetes.«

»Und kann ich ihn nicht ohne Euch in meine Gewalt bringen?«

»Gestern hättet Ihr es noch gekonnt, Sire.«

»Und morgen?«

»Morgen würde es Ew. Majestät nicht mehr im Stande seyn.«

Man sieht, daß dieser Oger ganz nach Art einer Großmacht mit dem Könige unterhandelte, der doch die Köpfe eines Jacques von Armagnac und eines Herzogs von Nemours abschlagen ließ! — Ja, die Leute von den Dünen wissen jedenfalls gar schöne Geschichtchen zu erzählen.

»Warum sollte ich das morgen nicht können, was ich heute kann?« fragte Ludwig XI. erstaunt.

»Weil ich gestern neutral geblieben wäre,« entgegnete der Graf Otto.

»Ihr habt eine große Meinung von Euch selbst, Messire,« brummte der König.

»Morgen,« fuhr der eiserne Mann fort, »werde ich die Weigerung Ew. Majestät auf dem Herzen haben. Ich kenne mich; meine Lanze wird sich von selbst einlegen, um Franz gegen Euch zu vertheidigen.«

Ludwig XI. runzelte die Stirn.

»Zwischen gestern und morgen gibt es auch ein Heute,« sprach er trocken; »heute seyd Ihr im Zelte des französischen Königs und die schottische Garde des Königs von Frankreich stellt sich so eben in voller Rüstung rings um das Zelt auf.«

»Der Teufel!« rief der Deutsche, hinter seinem Helmgitter lachend, »ich sehe schon, daß Valois seinen Ruf nicht mit Unrecht genießt! Ich bin bei dem Könige von Frankreich unter dem Schutze seiner Ehre, und der König von Frankreich läßt mich ganz leise durch seine schottischen Bogenschützen umzingeln. So was muß man sehen, damit man's glaubt.«

»Sire,« setzte er dann ernsthaft und sogar mit einem gewissen Nachdruck hinzu, »wenn Ihr eure Vertreter habt, so habe ich gleichfalls die meinigen.«

»Wo sind denn die eurigen?« fragte der König.

»Näher bei uns, als die Ew. Majestät.«

»Es wäre mir angenehm, mich in Beziehung auf eure geheimnißvolle Gewalt an etwas Bestimmtes halten zu können, Graf Otto Beringhen,« sagte Ludwig XI.

Der eiserne Mann zog seinen Dolch. Mit der Spitze desselben zog er einen Kreis ins Leere.

»Airam!« rief er, indem er mit seinem Stahlhandschuh die Spitze des Tafelaufsatzes berührte.

Eine Stimme erhob sich im Gemach. Man hätte meinen können, daß sie vom Mittelpunkte des Tisches selbst ausgehe. Sie sprach: »Meister, ich bin da!«

Ludwig XI. lächelte mit dem Rande der Lippen; aber er nahm sich doch Zeit, ein kurzes Gebet zu sagen.

»Ich habe auf meinem Schlosse Plessis-du-Parc-les-Tours,« sagte er endlich, »einen Gaukler gesehen, der noch geschickter war als Ihr. Dieser Gaukler nannte seine Kunst

Bauchrednerei. Er bedeckte sich den Kopf mit einem Helm, wie Ihr gegenwärtig einen aufhabt, und hinter diesem Gitter stellte er sich als ob er mit drei, vier Koboldеn verkehre, die ihm alle Antwort gaben, wenn die Reihe an sie kam.«

»Hat mich der König rufen lassen, um mich zu beschimpfen, bevor er mich ermordet?« fragte der eiserne Mann, der sich stolz in seiner Rüstung emporrichtete.

Und da Ludwig XI. nicht geschwind genug antwortete, setzte er hinzu:

»Obwohl ich allein im Zelte des Königs bin, obwohl ich mich dem Anscheine nach waffenlos auf Gnad' und Ungnade ihm ergeben habe, so biete ich ihm dennoch Trotz!«

Ludwig XI. betrachtete ihn neugierig.

»Mag man nun von Euch halten was man will, Ihr seyd wenigstens ein unerschrockener, tapferer Mann, Graf Otto,« sagte er. »Man sagt in der Welt, daß ich furchtsam und abergläubisch bin in Beziehung auf magische Dinge, welche die menschliche Intelligenz übersteigen; bei Gelegenheit könnt Ihr jetzt das Gegentheil bezeugen. Wenn ich Euch nun den St. Michaelsorden gebe, wann werdet Ihr mir den Herzog Franz von der Bretagne ausliefern?«

»Heute noch, — wenn das Lanzenrennen zu Ende.«

»Dann werdet Ihr auch Ritter meines Ordens werden, Graf Otto Beringhen. Mein Vorhaben ist ein gerechtes, christliches und Gott angenehmes. Der Zweck heiligt die Mittel.«

»Bekomme ich ein Pfand?« fragte der eiserne Mann.

Ludwig XI. wurde nicht böse. Er nahm das Pergament, auf welchem die Namen der vierzehn ersten Mitglieder des Ordens aufgeschrieben waren.

»Ich stand im Begriffe, hier auf den fünfzehnten Platz den Namen Tanneguy du Chastel zu setzen. Ich gebe Euch jetzt vor ihm den Vorzug . . .«

»Vorausgesetzt, daß ich zufriedengestellt werde,« setzte er nachlässig hinzu.

Und er schrieb mit vollen Zügen auf die Einschreibungsurkunde den Namen Graf Otto Beringhen, Herr auf Chausey. *)

»Hat mir der König weiter nichts zu befehlen?« fragte der eiserne Mann.

»Allerdings; ich habe ein Pfand gegeben und will ein Pfand.«

Der Graf Otto zog seinen Stahlhandschuh ab. Am Ringfinger trug er einen Ring, dessen Feuer Ludwig blendete, der doch ein Kenner war.

»Hier ist so viel, als das Lösegeld eines Königs beträgt,« sagte der Graf; »das ist mein Pfand, ich überlasse es Ew. Majestät.«

Er verbeugte sich und schritt auf den Ausgang des Zeltes zu. Ludwig XI. betrachtete den Diamant. In dem Augenblicke, wo er hinanstreten wollte, besann sich der eiserne Mann eines Andern.

»Jetzt, wo wir Handel eins sind,« sprach er, »wäre es vielleicht dem Könige gefällig, einen meiner geheimnißvollen Trabanten von Angesicht zu Angesicht zu sehen.«

»Das wäre mir allerdings lieb,« sagte der König Ludwig XI. nicht ohne ein gewisses Zaudern.

*) Bei der fünfzehnten Nummer der königlichen Urkunden befindet sich eine Radirung. Man hat gesagt, — ohne daß wir es behaupten wollen, — daß die ersten Blätter von der Hand des Königs selbst geschrieben sind.

Die schottische Garde war so nahe, daß man die Soldaten untereinander plaudern hörte. Was war da zu fürchten? Der Graf Otto kehrte wieder um.

»Nasboth, wo bist Du?« sprach er mit verhaltener Stimme.

Nasboth antwortete nicht.

Der Graf horchte mit lauschendem Ohr, als ob er einen Schall in der Luft zu erfassen gesonnen wäre. Dann näherte er sich dem Tafelaufsatz und begann an den Rauchöffnungen zu horchen, durch welche zur Stunde des Festmahles der Duft des Hauptgerichtes aufstieg, welches stets den Mittelpunkt dieser monumentalen Goldschmiedarbeit einnahm. Als das silberne Schaustück ihn vor den Augen des Königs gänzlich verbarg, flüsterte er bei einer der Oeffnungen hinein:

»Antworte, oder ich erwürge Dich wie ein Huhn, kleiner Schurke.«

»Ich bin hier, Meister,« erwiederte sogleich eine erschrockene Stimme.

Nasboth wurde gehorsam. Der König wurde aufmerksam; ein skeptisches Lächeln schwebte noch immer um seine Lippen; allein um für jeden Zwischenfall gesichert zu seyn berührte er mit der Hand das Bildniß des heiligen Michael.

»Da Du hier bist,« begann der Graf auf's neue, »so komm aus deinem Verstecke heraus und zeige Dich den Augen des Königs.«

Der Deckel des Tafelaufsatzes bewegte sich klirrend, Ludwig XI. erbebte und fuhr mit seinem Stuhl zurück.

»Airam! Airam!« rief der Graf, indem er mit dem Fuße auf dem Boden stampfte; »ich befehle Dir, zeige Dich, zeige Dich!«

Nasboth that, was er vermochte. Er war keiner von

jenen gewaltigen Geistern, die, wenn sie in ein Haus eindringen, gleich eine ganze Mauerwand umwerfen, — denn vergebens strengte er sich an; er kam nicht damit zu Stande den massiven silbernen Deckel des Tafelaufsatzes aufzuheben. Der König riß die Augen weit auf, da er nicht wußte, was für eine Art von Thier im Innern seines Silbergeräthes einen solchen Lärm machte. Sein Schrecken, wenn er wirklich Schrecken hatte, ging allgemach in Spottlust über.

Der Graf Otto, den die Geduld verließ, riß selbst mit einer raschen Handbewegung den Deckel des Tafelaufsatzes weg. Sogleich schwang sich Nasboth heraus und sprang auf den Sand. Für den Augenblick ward der König blaß und hielt die Hand vor die Augen. Nasboth war ein Geist von unregelmäßiger und wenig anmuthiger Form; ein enormer Kopf mit borstigen Igelhaaren befand sich auf seinem Körper, dessen ausnehmende Winzigkeit allerdings für eine übernatürliche Erscheinung gelten konnte. Der König legte hastig seinen goldenen St. Michael zwischen sich und Nasboth. Nasboth flößte dem König Furcht ein.

Gleichwohl war der Graf Otto mit Nasboth nicht zufrieden; er nahm ihn bei den Haaren und warf ihn auf seinen Arm wie ein Bündel.

»Ich nehme das mit, was mir gehört,« sagte er, indem er aus dem Zelte eilte.

Sein Stallmeister erwartete ihn draußen mit Pferden; er schwang sich in den Sattel, der Stallmeister warf ihm über die Schultern einen langen Mantel, unter welchem der kleine Körper und der dicke Kopf des armen Nasboth völlig verschwand. Der Graf Otto, Nasboth und der Stallmeister sprengten dann im Galopp in die Ebene hinein.

Der König, der allein geblieben war, brachte vor Al-

lem den Deckel seines Tafelaufsatzes mit Sorgfalt wieder in seine alte Stellung.

»'S ist ein Zwerg,« sagte er, »ein Zwerg mit Fleisch und Bein; aber wie hat er's nur möglich gemacht, in dieses Versteck hinein zu kommen?«

Die Leute, die sogar in die Schubladen hinein sehen, bevor sie ihre Geheimnisse zur Sprache bringen, treiben ihre Vorsicht nicht zu weit. Neugierige Ohren schmuggeln sich überall ein.

Der König hielt sich an den Diamant, der sich nach der Entfernung des eisernen Mannes in keinen Kieselstein verwandelt hatte. Dann kniete er andächtig vor dem Bilde des heiligen Michael nieder.

»Glorreicher Erzengel,« sprach er am Schlusse seines Gebetes, »ich habe auf deine Hilfe gerechnet, um ein Mittel zu finden, mein Versprechen nicht zu halten.«

St. Michael, der doch ein Ritter war, mußte im Paradies die Stirne runzeln, wenn er diese Lästerrede hörte. Ludwig XI. hatte die Gewohnheit, sich Mitschuldige im Himmel zu suchen. Wenn er irgend einen Heiligen zur Hälfte in seine politischen Schelmereien verwickelt hatte, dann schlief sein Gewissen viel ruhiger.

Auf der Ebene sprengte der Graf Otto, Nasboth und der Stallmeister in vollem Galopp dahin. Der umfangreiche Kopf des Zwerges hob den Mantel des eisernen Mannes in die Höhe.

»Geist,« sagte dieser, der unter seinem herabgelassenen Visier lachte, »ich hatte Dich diesen Morgen um das Zelt des Königs herumschleichen gesehen und als ich eintrat, habe ich Dich in deinem Gefängniß athmen gehört. Danke meiner

Phantasie, denn Du warst unter jenem Deckel gefangen wie in einer Mausfalle.«

»Ich werde Euch danken, soviel es Euch nur immer gefällig ist,« entgegnete der Geist Nasboth.

»Ich erkenne Dich,« fuhr Otto Beringhen fort, »Du bist der Zwerg Fieràbras, der Hofnarr des Sire von Combourg.«

»Und ich, ich erkenne Euch gleichfalls, edler Herr; Ihr seyd Olivier Baron von Harmoy, und in zwei schöne Mädchen verliebt.«

»Kehre nach Chausey zurück, Alberic,« sagte der Graf zu seinem Stallmeister; — »bringe zehn Lanzen Verstärkung, und laß die große Barke unterhalb Tombelène anlegen.«

Der Stallmeister sprengte im Galopp in der Richtung nach den Dünen davon.

Der Graf setzte seinen Weg nach dem Couesnon fort, wo sein Zelt stand.

»Für wen arbeitetest Du denn?« fragte er den Zwerg; »für deinen Herrn, den Sire von Coëtquen oder für den Herzog von der Bretagne?«

»Für keinen von Beiden, Messire; ich war dort, um dem wackern Stallmeister Jeannin, den ich meinen Onkel nenne, einen Dienst zu erweisen; — Ihr kennt ihn ja, den Vater der braunen Jeannine.«

»Du bist ein gewandter und kecker Spion.«

»Mit Gunst, Messire, ich bin ein armer Edelmann, der jüngere Sohn des Hauses und ohne Apanage. Ich thue, was ich kann, um zu leben.«

Der Graf hob die Vorderseite seines Mantels in die Höhe, um diesen Edelmann ein bischen zu sehen. Diejenigen,

die in unsern Tagen auf den Winkeltheatern und vor den Barrieren den berühmten Künstler gesehen haben, der unter dem Namen »der Mann mit der Puppe« bekannt war, können sich einen Begriff von der Gruppe machen, welche der Graf Otto und Fierabras der Spinnenbesen bildete. Nur war diese Gruppe eine Reitergruppe.

»Willst Du, daß ich dein Glück gründe?« fragte der Herr von den Inseln plötzlich.

»Gern, Messire,« antwortete der Zwerg; »es würde mir die größte Freude machen.«

»Ich kaufe Dich; bestimme den Preis.«

Der Zwerg nahm eine ernsthafte Miene an.

»Messire,« sagte er, »derlei Sachen lassen sich nicht in so unumwundenen Ausdrücken heraussagen. Man schont den Stolz des Edelmannes. Ich werde zu eurer Partei gehören, vorausgesetzt, daß Ihr mir einen anständigen Jahresgehalt anbietet; allein ehe ich mich kaufen ließe, würde ich die Erde mit meinen Nägeln aufkratzen.«

»So bestimme also den Jahresgehalt,« wiederholte Graf Otto lachend.

Fierabras machte die Rechnung mit Hilfe seiner langen magern Finger.

»Zwei und zwei macht vier,« sagte er, »und zwei macht sechs; das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage, die mit sechs multiplicirt 2190 geben. Ich werde wohl noch vierzig Jahre leben, da ich eine gute und gesunde Constitution habe. Sagen wir fünfzig, damit wir nicht unversehens vom Alter überumpelt werden. 2190 fünfzigmal genommen, gibt, wenn ich nicht einen Fehler gemacht habe, 109,500;— das sind nemlich ganz schwarze Sous, diese geben in Livres 5475, oder in Nanteser Goldthalern 457½ . . .«

»Im Rechnen bist Du ein Riese, Freund Fierabras!« rief der Graf höchlich verwundert.

»Bevor ich bei meinem gegenwärtigen Herrn, dem Sire von Coëtquen, in Dienste trat, trieb ich mich auf Kirchenfesten und Jahrmärkten herum, wo ich damit mein Brot verdiente, daß ich ohne Pergament und Feder, blos aus dem Kopfe die Rechnungen machte. Ich denke, ein Edelmann setzt sich durch so was nicht herab.«

»Gewiß nicht; und was willst Du denn mit deinen 457 und einen halben Nanteser Thaler anfangen?«

»458, Messire, denn ein halber Thaler gehört auf die Urkunde.«

»Auf welche Urkunde?«

»Eine authentische Urkunde, die mit eurer Genehmigung und Erlaubniß ausgestellt wird, als Vertrag zwischen mir und Frau Lequien aus dem Flecken Ardevon, giltig für sie und ihre Erben oder Nachfolger; dieser Vertrag verpflichtet sie, mir während der Dauer meines Lebens eine Torte am Morgen, eine Torte zu Mittag und eine Torte am Abend zu verabreichen, nemlich eine Doppeltorte von mürbem Teig mit Mandeln und eingesottenen Trauben gefüllt; dieselbe soll warm seyn und gerade vom Ofen kommen, und es soll der Frau Lequien unter keinem was immer artigen Vorwande gestattet seyn, mir eine Torte von Tags zuvor, oder vom vorhergehenden Laibschuß zu geben. Für diese Obliegenheit und Servitut zahle ich der mehrgenannten Frau Lequien die mehrbesagte Summe von 457½ Thaler in baarer Münze, deren Empfang durch Quittung zu bestätigen. Urkunde dessen u. s. w.«

Der Graf brach hinter seinem Helmgitter in ein lautes Lachen aus.

»Du sollst fünfhundert ganz neue Goldthaler bekommen,« sagte er, »wenn Du mir, als Daraufgabe auf unsern Handel, mittheilen willst, wie's zugeht, daß Du noch am Leben bist, da ich Dich doch längst in der Bude des Gauklers Remy verbrannt wähnte.«

Der Zwerg beeilte sich seine Neugierde zu befriedigen. Das plötzliche Glück und die sichere Ueberzeugung, die er bekommen, fünfundfünfzigtausend Torten von Ardevon zu verschlingen, hatte ihn nicht wenig aufgeblasen gemacht. Als er seine Geschichte erzählt hatte, fragte er den Grafen mit Ruhe, was er thun müsse, um die fünfhundert Thaler zuverlässig zu verdienen.

»Mir gehorchen mußt Du,« antwortete Otto Beringhen. »Wenn Du mir heute gehorchst, so wirst Du Dich morgen um die nemliche Stunde bei deiner Frau Lequien einfinden können, um deine erste Torte zu verzehren. Du hast drüben bei dem Könige Alles gehört; Du weißt welchen Auftrag ich von dort erhalten habe. Die Sache ist folgende: Ich kenne den Herzog Franz von der Bretagne nicht, den ich aufzuheben versprochen habe. Wenn Du mit dem Malen eben so gut umgehen kannst, wie mit dem Rechnen oder mit dem Aufsetzen von Urkunden, so entwirf mir sein Porträt.«

Fieràbras sammelte sich.

»Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen,« sagte er endlich, »allein ich habe ihn gut angeschaut. An dem Tage, wo ich ihn gesehen, hat er mich mit seiner Reitgerte aus dem Wege gejagt, indem er mir zurief: »Zur Seite, — Du Hälfte eines Affen!« — allein er wußte nicht mit wem er es zu thun hatte, und deshalb hege ich auch keinen Groll ge-

gen ihn. Er ist groß, sitzt schwerfällig im Sattel, ein wenig nach vorn gebeugt und hat magere Beine. Sein Pferd ist weiß, mit schwarzen Flecken, die beinahe eben so regelmäßig vertheilt sind, wie die Hermelinschweifchen auf seinem herzoglichen Wappen. Er hat blonde, ins Röthliche spielende Haare, eine gerade, dicke Nase, Backenknochen wie Nüsse, schläfrige Augen und eine gelangweilte Miene, — allein beim Turnier werdet Ihr von all dem nichts sehen, Messire, mit Ausnahme der Gestalt, der Beine und des Pferdes; außerdem sieht in der Rüstung Jeder so aus, als ob er starke Beine hätte.«

»Er wird das herzogliche Wappen im Schilde haben,« meinte der Graf.

»Ja wohl!« erwiederte rasch der Zwerg, der sich bis auf's Blut in die Lippen biß; dann setzte er hinzu: »Ohne Zweifel, ohne Zweifel.«

Der Graf hatte einen argwöhnischen Blick auf ihn geworfen.

»Höre mich gut an,« nahm er das Wort; »ich interessire mich für den Stallmeister Jeannin, den Du deinen Onkel nennst. Du hast die Beweggründe dieses Interesses errathen. Im Falle eines Unglücks würde er ganz allein in dem Gefolge des Herzogs von der Bretagne verschont bleiben.«

»Und ich doch auch! Messire, ich doch auch!« rief der Zwerg mit Eifer; »bedenkt doch, daß ich verpflichtet bin, meinen Herrn, den Sire von Coëtquen, zu begleiten. Ich werde mein Wappen auf der Brust tragen: den schreitenden Truthahn im goldnen Felde,« — damit Ihr mich nicht mit einem andern Edelmanne verwechselt.«

Der Ritt des Grafen war, während sie miteinander sprachen, langsamer geworden. Die Sonne war inzwischen am

Horizonte heraufgestiegen und die wachgewordene Ebene hatte wieder ihre Festtagsmiene angenommen; — ich glaube sogar, daß man auf der Höhe der Brücke wieder ein wenig »Froschziehen« spielte, aber es waren nur Statisten; Gabillon und Marcou blieben dem Kampfe ferne. Der Graf maß die Höhe der Sonne.

»Die Zeit drängt,« sagte er, indem er seine Sporen in den Bauch seines Pferdes stieß, das sich hoch aufbäumte.

Hinter einem Verstecke von Pappeln gewahrte man das Gezelt der Ritter von der Insel.

»Hier werden wir uns trennen,« fuhr Graf Otto fort; — »erfülle deinen Auftrag bei Jeannin, wie es Dir gut dünkt. Am Ende ist dieser Herzog doch ein Ritter; die Meldung einer Gefahr kann ihn vom Waffengange nicht ferne halten, — vergiß nicht, daß der Stallmeister Jeannin geschont werden wird.«

Er nahm Fierabras am Kragen seines Wamses und warf ihn auf einen Heuschober, der neben dem Wege stand, ohne den Lauf seines Pferdes aufzuhalten.

Der Zwerg erhob sich ganz verdutzt.

»Ich will keine Torten, schändlicher Heide!« schrie er und blickte dem davonsprengenden eisernen Manne nach. »Wenn mein Onkel Ritter seyn wird, wird er mir alle Tage sechs geben anstatt drei, denn er ist eine gute Haut. Wart nur, Blaubart! Meine kleine Jeannine wird nicht sterben. Ich habe schon ein Mittel, um ihrem Vater die goldenen Sporen zu verschaffen.«

Dann begann er zwischen dem abgeschnittenen Grase dahin zu laufen und sprang und sang dabei wie ein Spatz, der bei guter Laune ist.

VIII.

Wo der Falke der Dame Josepha zeigt, daß man in jedem Alter fehlen kann.

Der Zwerg Fierabras lief auf diese Weise bis ins herzogliche Lager, als ihn Jeannin mit Ungeduld erwartete. In wenigen Worten erzählte er dem Waffenmeister seine überraschenden Abenteuer, dann setzte er hinzu:

»Und jetzt, mein Onkel, wirst Du doch bald zu glauben anfangen, daß Du Ritter werden wirst?«

Jeannin sah durchaus nicht die mindeste Beziehung zwischen den Plänen Ludwigs XI. und seiner eigenen Erhöhung. Daß Fierabras in einem silbernen Tafelaufsatze die Unterredung des Königs von Frankreich mit dem eisernen Manne erlauscht hatte, war gewiß; allein von da bis zu den goldenen Sporen an den Füßen sah Jeannin noch einen weiten Weg.

»Ach lieber Onkel, lieber Onkel!« schrie der Zwerg voll Zorn, »die tapfern Leute wie Du zum Beispiele haben das Pulver gewiß nicht erfunden. Wenn ich mit Gottes Beistande nicht da wäre, so würde dein Kind zu Grunde gehen!«

»Reiß deine beiden Ohren weit auf,« setzte er mit gebieterischem Ausdrucke hinzu, »und wenn Du es auch nicht verstehst, so suche Dir's wenigstens zu merken. Gleich jetzt, sobald ich meine Erzählung bei dem Herzoge, unserem Herrn, beendet haben werde, — tritt Du keck mitten in den Kreis der Barone und sprich nichts als die Worte: »Ich bin der

Waffenmeister Jeannin, den der Frevler verschonen will. Seine Hoheit der Herr Herzog nehme mein Pferd und meine Rüstung und er wird nicht die mindeste Gefahr laufen.«

»Der König aller Helden, der tapfere Roland,« unterbrach sich Fieràbras selbst, »würde zu so etwas seine Einwilligung wohl nicht gegeben haben; aber Franz von der Bretagne wird's nicht so genau nehmen.«

In diesem Augenblicke kam Laënnec, der Wappner, der in den Rath hinein geschickt war, zurück, und brachte den Befehl, den Waffenmeister und den Zwerg hinein zu führen. Das traf sich glücklich und eine halbe Stunde darauf fing der ehrliche Waffenmeister endlich an einzusehen, um was es sich handelte.

Der Herzog trank eben, als er Jeannin und seinen kleinen Gefährten eintreten sah. Nachdem er getrunken, gab er dem Waffenmeister Befehl sich zu erklären.

Fieràbras nahm nun das Wort und der Herzog trank wieder. Fieràbras redete gut; die Erzählung, die er zum Besten gab, und die er vielleicht auch ein bischen ausschmückte, interessirte seine adelige Zuhörerschaft im höchsten Grade. Während er zuhörte, füllte und leerte der Herzog sein Glas mit einem aufrichtigen Wohlbehagen.

Coëtquen,« sagte er, nachdem der Zwerg fertig war, »Du mußt mir diese Creatur schenken.«

»Sie gehört Euch, Herr Herzog,« versetzte der Sire von Coëtquen.

»Komm her, Nasboth!« rief der Herzog entzückt; »ich werde Dich zur Erinnerung an den Tafelaufsatz Nasboth nennen. Schenk mir zu trinken ein! Ha! ha! der eiserne Mann hat mir versprochen, daß er mich mit gebundenen Händen nach dem Michaelsberge bringen wird?«

»Ja, mein hoher Herr, und um Euch dieses schändliche Gewebe zu enthüllen, habe ich mein Glück verscherzt.«

Hier folgte die Geschichte von den fünfundfünfzigtausend Torten von Ardevon, die einen wahnsinnigen Beifallssturm hervorrief. Der Herzog trank drei Becher voll einen nach dem andern, um nach Gebühr seine Zufriedenheit an den Tag zu legen.

»Meine Herren,« sagte er, »der König Ludwig hat blos auf einen Umstand vergessen, nemlich auf den, uns zu seinem Waffengange einzuladen.«

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als sich draußen ein gewaltiger Lärm vernehmen ließ. Trompeten ertönten. Der Herzog verfärbte sich ein wenig und leerte seinen Becher mit verstimmter Miene. Laënnec hob den Vorhang des Zeltes neuerdings auf und führte in großer Ceremonie einen Mann ein, der mit jenem Lilienmantel bekleidet war, wie ihn der König von Frankreich und der Wappenkönig allein zu tragen das Recht hatten.

Der Eingeführte war Mont-Joye, der Wappenkönig, und er kam um den Herzog von der Bretagne zum Waffenspiel und Turnier einzuladen, welches noch am selben Tage, auf dem Sand des Ufers zwischen dem Michaelsberge und dem festen Lande stattfinden sollte.

Der Herzog hielt, als der Herold draußen war, sein Glas dem Zwerge Fierabras zum Füllen hin.

»Mein hoher Herr hat den St. Michaelsorden ausgeschlagen,« sagte Herr Tanneguy, »der Herzog kann auch die Einladung des Königs ausschlagen, die, wie mich dünkt, zu spät kommt.«

»Ei, bist Du schon französisch gesinnt, weil man mir den

Michaelsorden geben will, Vetter Tanneguy?« fragte der Herzog, während er trank.

Tanneguy du Chastel richtete sich stolz empor, aber er antwortete nichts. Es entstand ein Murren unter den Baronen des Herzogs, die den alten tapfern Graubart alle hoch verehrten. Dunois rief aus:

»Wir werden gehen, beim Blute Gottes! nicht wahr, Ew. Hoheit? Wir werden gehen, aber bewaffnet und in voller Rüstung!«

»Wir werden gehen,« versetzte der Herzog Franz, der mit der einen Hand sein Glas zurückstieß und die andere Herrn Tanneguy reichte, »mein Vetter, ich habe Euch nicht beleidigen wollen.«

Fierabras machte Jeannin ein Zeichen und dieser trat mitten in den Kreis vor.

»Hoher Herr,« sprach er, pünktlich die Lection wiederholend, die ihm der Zwerg gegeben hatte, — »ich bin der Waffenmeister von Kergariou, den der Heide zu verschonen gedenkt. Seine Hoheit nehme meine Rüstung und mein Pferd und kann so dem Turniere beiwohnen, ohne die mindeste Gefahr zu laufen.«

Es entstand ein tiefes Schweigen im Zelte des Herzogs von der Bretagne. Alle Barone schlugen die Augen nieder, als hätten sie sich gescheut einander anzusehen. Dem Bastard von Orleans trat die Röthe auf die Stirne; der Herzog Franz wurde dagegen trotz den vielen Bechern, die er geleert, ein wenig blaß.

»Mein hoher Herr hat keinen Erben in seinem Palaste zu Nantes,« sagte Herr Tanneguy mit langsamer, feierlicher Stimme; »meine Ansicht geht dahin, Seine Hoheit möge das Anerbieten dieses braven Mannes annehmen.«

»So sollte ich also der erste Herzog von der Bretagne seyn,« murmelte Franz, »der eine Verkleidung genommen hat, um dem Feinde entgegen zu gehen?«

»Im Falle eines Verrathes,« antwortete Tanneguy, »werden wir uns um Euch schaaren und Ihr werdet ja einen Degen haben.«

Kein Anderer äußerte eine Meinung. Dunois knirschte mit den Zähnen. Der Herzog sprach:

»Gott verleihe mir die Gelegenheit und ich werde allen denen, welche hier sind, zeigen, daß ich kein schlechter Ritter bin! Das, was ich thue, geschieht für die Bretagne, die meiner Obhut anvertraut ist. Braver Mann, ich werde deine Rüstung tragen und dein Pferd reiten.«

»Und folglich,« sagte Fieràbras, der aus eigenem Antriebe den Becher des Herzogs füllte, »folglich wird es dann die Rüstung und das Pferd eines Ritters seyn.«

Der Herzog hatte sich so gestellt, als ob er nicht mehr trinken wollte; er trank aber dennoch. Wir müssen ihm schon für die Absicht Dank wissen.

»Meine Herren,« sprach er, »wappnet Euch, und dann zu Pferde!«

»Nun also?« rief Fieràbras, indem er in Jeannin's Arme flog, »da siehst Du es nun. Ich bin Mundschenk eines Herzogs und Du bist jetzt Ritter! Begreifst Du nun?«

»Ich begreife,« sagte Jeannin, ohne eine Miene zu verziehen, »daß ich noch, bevor der Tag zu Ende, einen tüchtigen Dolchstoß bekommen haben werde. Doch das ist mein Handwerk. Du, kleiner Mann, hast das deinige aufs Beste gethan. Ich danke Dir dafür.«

. . . .

. . . .

Schon geraume Zeit sprach man von diesen Ritterspielen. Im fünfzehnten Jahrhundert ging es mit der Publicität nicht so leicht, und auch nicht auf dieselbe Weise, wie heut zu Tage, aber es ging doch. Eine Sache, die man noch nicht abgenützt hat, besitzt ihren vollen Credit. Die Publicität, so schwach und naiv sie war, wanderte hinkend durch die Welt und die Welt fand noch obendrein, daß sie sehr geschwinde ging und lieh ihr Flügel, indem sie dieselbe die Fama nannte. Die Fama also hatte allenthalben die Kunde von diesen Festspielen verbreitet, welche der König Ludwig XI. versprochen hatte. Die guten Leute in der Bretagne und in der Normandie hatten keinen rechten Begriff davon, wie ein Ritterorden gegründet wird; man hatte ihnen von einem merkwürdigen Waffengange gesagt und nun dachten sie, der St. Michaelsorden müsse auf offenem Felde oder besser gesagt auf offenem Sande eingesetzt werden und Jeder könne dabei zusehen.

Das ist hier die große Frage, ob Jeder zusehen kann. In der Wirklichkeit wird diese Bedingung niemals erfüllt und bei jeder Feierlichkeit bleiben neun Zehntel der Neugierigen vor der Thür, aber selbst diejenigen, die ihr ganzes Leben lang draußen geblieben sind, hoffen noch einmal hinein zu kommen, bevor sie sterben.

Ein Fest, bei welchem so viele Prinzen und hohe Barone ihr goldenes Ordensgehänge aus der Hand des Königs empfingen, mußte ein ganz absonderliches Schauspiel seyn. Außerdem erzählt man Wunder von dem Ordenscostume, nemlich: Langer Mantel mit Gold gestickt, mit Quasten übersäet und von einem Ende zum andern mit Hermelin gefüttert, der Hut von carmoisinrothem Sammt mit langen Spitzen, so daß man ihn auf dem Kopfe tragen oder über den Rücken hängen konnte; die Schuhe mit Perlen gestickt, das Wams

von Camelot und weißer Seide mit gesticktem Saum und Borden. Die Ordensoffiziere gingen, nach der Behauptung der Wohlunterrichteten, in gleichmäßig gestickten langen Kleidern von Camelot und weißer Seide mit rothem Hut. Der König selbst trug das Ordenskleid von scharlachrothem Moire und den schwarzen Hut.

Und die Damen! Man mußte ohne Zweifel die Herzogin von Estampes sehen und die kleine Madame Anna von Beaujeu, die Prinzessin von Frankreich, ferner die Dame von Monsoreau, welcher der Herzog von Guyenne überall hin folgte, dann die Prinzessinnen alle und vielleicht sogar die Königin selbst.

Man bedenke! Auf zehn Meilen in der Runde waren die Leute herbeigekommen, um das Froschziehen zu sehen, welches auf der Brücke des Couesnon stattgefunden hatte. Folglich konnte man wohl von zwanzig und dreißig Meilen herbeikommen, um einer solchen noch nie dagewesenen Feierlichkeit beizuwohnen.

Ein vor allem andern bemerkenswerthes Ding war der Platz selbst, den man zu dem Kampfe gewählt hatte. Der König Ludwig XI. that niemals etwas so wie andere Leute. Rechts von der Mündung des Couesnon zwischen dem normännischen Ufer und dem Sanct-Michaelsberg befand sich mitten auf dem sandigen Ufer, das zur Zeit der Flut die See bedeckte, eine Stelle, die Düne Saint-Sulpice genannt, und diese Stelle war mit Sand bedeckt, der so fein und gelb war wie Goldstaub. Man befand sich am letzten Tage des todten Wassers. Bis zum Abende hatte man Zeit, um auf diesem Orte zu kämpfen, dann aber mußte die durch des Mondes Einfluß anschwellende Flut den Kampfplatz über-

schwemmen und über die jetzt mit Sammt belegten Erhöhungen ihre Wellen werfen.

Ein Turnier auf den Dünen! Kampfspiele, welche die Unermeßlichkeit als Arena hatten! Ein Waffengang, der nach Verlauf einer Stunde sich in ein Seegefecht verwandeln konnte!

Um aber wieder auf das Froschziehen zurückzukommen, welches eine hervortretende Rolle in unserer Erzählung einnimmt, so hatte man vom Morgen angezogen, aber nachlässig und so, daß die Partie für beide Theile gleich stand. Man hatte auf der Brücke des Couesnon nur ein paar Arme zerbrochen, ein paar elende Arme, die ohne Ruhm beim ersten Ruck aus ihren Fugen gegangen waren, wahre Butterarme nach dem Lieblingsausdrucke Marcou's. Die Herrschaft des Frosches war vorüber. Man muß wirklich nichts Anderes zu thun haben, wenn man sich mit diesem albernen Froschspiel unterhält. Nieder mit dem Frosch!

Und geschwinde! Brecht die Buden ab, — ladet die wurmstichigen Breter auf die elenden Karren! Kein Mensch fragt jetzt mehr um Roland mit dem Eselskopf oder um die eilftausend Jungfrauen von Köln! Kaum schenkt man dem Aschenhaufen einen Blick, der das Grab des Vaters Remy bezeichnet. Alle diese Dinge gehören dem gestrigen Tage an; 's ist so, als ob sie hundert Jahre alt wären. Heute heißt's: Das Turnier! die Dünen! die damascenirten Rüstungen! die Mäntel mit Hermelin gefüttert! die goldenen Ordensgehänge! die Damen! die Ritter!

Man mußte die Volksmenge sehen, wie sie in staffelförmigen gedrängten Gruppen zu beiden Seiten des Couesnon herabwogte, die Bauers- und Bürgersleute in Karavanen, die Mehrzahl zu Fuß, einige zu Zweien, auch sogar zu Dreien auf Acker=

gäulen; hier saß eine ganze Meierei auf einem Karren, dort ritt auf einem kleinen Esel ein langer Bengel, dessen eisenbeschlagene Schuhe bis auf die Erde herabhingen, — junge Mädchen, die von zwei Dorfhähnen auf den Armen getragen wurden (in mancher Gegend nennt man dies den Engelssessel, auch den Königsstuhl). Etwas weiter entfernt sah man plumpe Bursche mit gekrümmten kurzen Nacken, sie schritten Arm in Arm miteinander und sangen ein Wanderlied. Allenthalben sah man Hausmütter, den Korb mit den Lebensmitteln schleppend, allenthalben pausbackige Kinder, die rittlings auf dem Nacken ihrer Väter saßen.

Mathurin ohne Zahn und Gothon, sein Weib, waren diesen Morgen bei guter Laune. Gothon hatte ein Tuch um die Wange gebunden zufolge eines meisterlichen Faustschlages, den ihr am Tage zuvor gegen Abend Mathurin versetzt hatte. Es war ein Pfand der Versöhnung. Jetzt gingen sie Arm in Arm, schäckernd und lachend, wie in den Zeiten ihres Honigmonats. Jouanne, die kleine Gänsehüterin, und der Rinderhirt vom Kloster Couesnière. gaben sich im Angesichte Aller gegenseitige Beweise ihrer Zuneigung. Jouanne hatte ihrem Schäfer die Jacke zerrissen und der Rinderhirt wälzte seine kleine Jouanne im Kothe. — So sieht eine bretonische Idylle aus; — das sind die köstlichen, anmuthigen Zärtlichkeiten der Naturkinder.

Dann folgten die adeligen Compagnien, die von Pontorson und den benachbarten Schlössern herbeikamen, Edelleute und schöne Damen, Stallmeister und Zelter. Die zahlreichste und geräuschvollste dieser Gesellschaften war vom Palaste Dayron ausgezogen, nachdem man zuvor von der Höhe der Terrasse zugesehen hatte, wie der königliche Zug und der herzogliche Zug aus ihren respectiven Lagern aufgebrochen

waren. Ein dritter Zug, das Gefolge des Herrn der Inseln, hatte einige Augenblicke zuvor den Weg nach den Dünen eingeschlagen.

Es war ein schöner Anblick. Die Banner wehten in dem leisen Lufthauche; der Stahl der Rüstungen sprühte Funkengarben; das Echo der Fanfaren gelangte bald laut, bald durch den Wind gedämpft auf die Terrasse.

»Bertha, meine Freundin,« sagte Dame Josepha de la Croix-Mauduit zu ihrer Magd, die auf einem Thier mit langen Beinen ritt, dessen steifer Hals einen kläglichen Kopf trug, »Bertha, nun ist die Gelegenheit da zu zeigen, daß wir keine gewöhnlichen Leute sind, sondern aus einem anständigen Hause. Blicke weder rechts noch links; die eitle Neugierde ist eben das Kennzeichen des Pöbels; richte den Schritt deines Zelters nach dem meinigen, denn dieser weiß es, wie man sich bei solchen Vorkommnissen zu benehmen hat, weil er dem Krönungsfeste Peters beiwohnte. Wenn Du Augen hast, so wirst Du auch leicht den Unterschied herausfinden, der zwischen meinem Pferde und denen der unbeachteten Bürgersweiber stattfindet. Halte den Kopf gerade, Bertha, und wenn Du neben Dir Pagen oder Reisige plaudern hörst, so schließ das Ohr, denn man gewinnt nichts, wenn man solche Unterredungen anhört.«

Sie unterbrach sich plötzlich und ihr mageres Gesicht drückte mit einem Male die tiefste Bestürzung aus. Sie blickte mit vom Schreck weit aufgerissenen Augen auf ihren Handschuh von Damhirschhaut, auf dem wie immer ihr Falke saß. Der Handschuh hatte eine Beschädigung erlitten, deren Urheber der alte Falke war.

»Da sehe man nur,« sagte Dame Josepha, »auf kommende Ostern sind's gerade eilf Jahre, daß ich diesen Vogel

in der Falknerei des Pierre Marie Truault in der Gerberstraße zu Rheims gekauft habe. Er war damals zwei Monate alt und fraß bereits allein. Ich hätte ihn eines so undelicaten Gebarens niemals fähig gehalten, denn bis zum heutigen Tage hat er mir nur Veranlassung zur Zufriedenheit gegeben. — Laß' Riberol, meinen Stallmeister, näher kommen.«

Der strafbare Falke zeigte nicht den mindesten Gewissensbiß. Er schlief fortwährend über die entehrte Faust seiner Gebieterin geneigt.

»Meister Riberol,« begann diese auf's neue in strengem Tone, sich an ihren Stallmeister wendend, »Ihr wurdet von mir beauftragt, diesen Edelfalken zu erziehen und zu unterrichten; Euch muß ich jetzt auch sein Benehmen anzeigen. Was ist die Erziehung anders, als die Kunst die Schwächen der Natur zu mäßigen und zu regeln. Das, was mein Falke so eben hier gethan hat, hätte er bereits diesen Morgen auf seiner Stange thun sollen. Im Princip ist eigentlich nichts Tadelnswerthes, allein durch die Zeit und den Ort wird die That eine strafbare. Nehmt den Vogel, Meister Riberol, während mir Bertha den Handschuh ausziehen und ihn reinigen wird, so gut es auf der Reise möglich ist. Da jeder Fehltritt seine Züchtigung verdient, so versetzt dem Edelfalken ein Halbdutzend Püffe oder Knüffe am Anfang der Flügel, ohne ihn jedoch zu verletzen oder ihn zu grausam zu mißhandeln. Der Instinct der Thiere lehrt sie den Beweggrund der Züchtigungen, die man ihnen widerfahren läßt. Ich leide selbst durch den strengen Befehl, den ich Euch gegeben habe, da ich ein höchst empfindsames Herz besitze und es nicht leiden kann, wenn irgend ein Geschöpf Gottes gezüchtigt wird,

allein diesmal glaube ich, indem ich so handle, nur meine Pflicht zu erfüllen.«

Meister Riberol strafte den Falken ab, der seine Federn sträubte und ganz erstaunt war, wegen einer so natürlichen Handlung Strafe zu bekommen. Bertha reinigte den Handschuh, so gut es eben anging.

»Ich wünschte,« begann die Witwe auf's neue, »daß meine Nichte Bertha hier wäre, um zu entscheiden, wie man sich bei solchen plötzlichen unvorhergesehenen Fällen zu benehmen hat. So bekommt man die Erfahrung. Allein Bertha reitet zwischen ihrem Vetter Aubry, der ein schöner Jüngling ist, findest Du das nicht auch, Bertha? — und zwischen Messire Olivier, der uns gestern so überraschende Legenden erzählt hat. Mich dünkt, daß ich schon wieder in ihrer Nähe jenes kleine Bürgermädchen sehe, für das sie eine so gefährliche Vorliebe gefaßt hat. Meine Nichte ist heute Nacht lange aufgeblieben. In ihrem Alter liebte ich nichts als meine Tauben und meine gezähmten Sperlinge. Allein in der Zeit, in der wir leben, gibt es keine Jugend mehr und wir können es leicht voraussehen, daß das Ende der Welt herannaht.«

Man gab ihr ihren Handschuh und ihren Falken wieder. Sie sprach zu dem letzteren, ohne böse zu werden:

»Ein zweiter Fehler von derselben Art würde eine doppelte Züchtigung hervorrufen, beim dritten Rückfall würde ich meine Gunst einem andern Edelfalken zuwenden. Halte Dich also für gewarnt und benehme Dich fortan so, wie es der Stellung geziemt, die Du bei mir einnimmst.«

»Ich frage Euch,« unterbrach sie sich mit einer gewissen Aufregung, indem sie sich an den alten Stallmeister und an die alte Magd wendete, »ich frage Euch, was geschehen wäre, wenn sich der Falke gerade in dem Momente, wo wir

vor den gekrönten Häuptern erscheinen müssen, diese Ungebührlichkeit hätte zu Schulden kommen lassen? — Wenn vielleicht gerade unter einer Reverenz des ersten Würdengrades —«

Sie vollendete nicht, so sehr empörte sie der Gedanke an eine solche Schmach. Dame Josepha war von ihrer Nichte durch die ganze Länge des Reiterzuges getrennt, dessen Nachtrab sie bildete. Unmittelbar vor ihr ritt Madame Reine, gefolgt von ihren beiden Reisigen und mit der Familie des Sire von Dayron eine Gruppe bildend. Es ist nicht unsere Schuld, wenn das Gesicht von Madame Reine in dem Maße voller wird, als unsere Erzählung vorwärts schreitet. Und doch war sie jetzt dem Schauplatz ihrer einstigen Schicksale so nahe; befand sie sich doch auf den Dünen, wo sie einst den Kriegsmännern und dem Meere Trotz geboten hatte. — Sie saß jetzt beinahe eben so steif auf ihrem Falben wie Dame Josepha. Allein kann man dies einer Frau verargen, die nicht mehr jung genug ist, um die Dünenfee zu heißen, aber auch nicht alt genug, um Gericht über die ungebührliche Aufführung eines Falken zu halten? — Ihren Schlüsselbund hatte sie im Herrenhause zu Roz gelassen, von Jeannin wußte sie, daß er im herzoglichen Dienste abwesend war, — sie kannte den von Jeannine gefaßten Entschluß ins Kloster zu gehen. Sie hatte nicht einmal mehr jene Physiognomie, welche die mütterliche Angst erzeigt. Noch einem Monat voll solcher Ruhe und Madame Reine bekam das Embompoint der Witwen, die genug geweint haben.

An was dachte sie denn? Mit Gewißheit kann man nicht antworten: An nichts. Sie dachte vielleicht an Aubry, ihren inniggeliebten Sohn, der vielleicht zum ersten Male

die Lanze einlegen sollte. Warum hatte er nicht die Gewandtheit und Kraft Jeannin's, oder wenigstens die außerordentliche Anmuth jenes Messire Olivier? — Wer war dieser Messire Olivier? Ein Problem. Man würde sich mit Olivier viel mehr beschäftigt haben, wenn Aubry auch ein Problem gewesen wäre. Madame Reine wünschte, daß man sich mit Aubry beschäftige. Wer hatte ihr denn gesagt, daß Jeannin vielleicht Ritter werden würde? Und für den Fall, daß Jeannin Ritter werden würde, dachte Madame Reine gewiß viel, sehr viel! — Im Herrenhause zu Roz waren ferner zwei Ochsen zu schlagen, der eine, weil er zu fett, der andere, weil er hinkte. Ein Ochs, der zu fett wird, ist wie eine Birne, die zu faulen beginnt, man muß damit eilen. Dieses Jahr waren ohnehin die Einkäufe ein bischen zurückgeblieben. Sollte man der kleinen Jeannine bei ihrem Eintritte ins Kloster eine Aussteuer geben? Madame Reine war nicht geizig, — das nöthige Geld mußte sich finden. Aber der Krieg? Und man sprach doch vom Kriege. Ihre Besitzung Aumony war sehr ausgesetzt; die Güter, die an der Grenze liegen, sind doch nichts als eine stete Sorge und Qual! — Zum Hochzeitsgeschenke konnte man die Besitzung St. Jean wählen, oder auf die Güter Kergariou oder St. Brieuc Geld aufnehmen. — Wenn Jeannin Ritter wurde, wer sollte dann seine Stelle einnehmen? Bei der Rückkehr mußte man auch Maurer kommen lassen, um die Stallmauer herzustellen, die einzufallen drohte. Alles geht doch zu Grunde! Auch im Keller mußte man nachsehen, weil der Kellermeister eine Caution zu leisten hatte.

Also Jeannin sollte Ritter werden!

Der Leser sieht, daß Madame Reine an so Manches dachte. Wenn ihre Nachbarn sie anredeten, so antwortete sie

außerdem ganz vernünftig. Allein wenn irgend Einer einen Spaß machte, so wurde sie traurig. Um freundlich zu lächeln hätte sie das leise und ihr so liebe Klirren ihrer Schlüssel gebraucht.

Dame Josepha war zu ferne von unseren jungen Leuten; sie hatte schlecht gesehen. Bertha ritt nicht zwischen Olivier und Aubry, sie ritt neben Jeannin. Aubry und Olivier plauderten miteinander. Aubry war bleich und sorgenvoll.

»Es muß ein Traum gewesen seyn,« sagte er mit leiser Stimme und scheu herumblickend, ob Niemand im Stande, ihn zu hören.

»Es war kein Traum,« entgegnete Messire Olivier. »Ihr habt nur das gesehen was außer dem Bereiche eurer Augen war, wie man es mit jenen neuerfundenen Tubus oder Fernröhren macht, die der astronomischen Wissenschaft so gute Dienste thun. Haben sich für Euch nicht die Dünen und das Meer in Zauberspiegel verwandelt und unbekannte Wunder ausgestrahlt?«

»Ich habe den Michaelsberg im Seegras der Dünen gesehen, in der Stunde, wo das Zwielicht mit den ersten Strahlen der Sonne kämpft. Der Berg war aber umgestürzt und tauchte die Statue des Erzengels in den tieffsten Sand! — Woher aber diese beweglichen Gemälde, diese unmögliche Pracht, diese Feenpaläste, die von Liebeswahnsinn erfunden scheinen?«

»Je nun,« erwiederte Messire Olivier, »diese Dinge existiren jenseits der Bai, — der Zauberspiegel hat sie Euch nur näher gebracht.«

»Aber Jeannine?« fuhr Aubry fort, »aber Bertha?«

Messire Olivier lächelte und antwortete nicht.

Bertha und Jeannine ritten schweigend. Jeannine trug die Kleider eines Bürgermädchens, und selbst diese waren nach der Meinung ihrer Feindin, der dicken Javotte, noch immer zu schön für sie. Bertha trug ihren reichsten Staat. Javotte hatte ihr das Mieder zugenestelt und ihre blonden Haare hinaufgebunden. Und Javotte forderte von all' den Fräulein, welche berufen waren, den Schmuck des Turniers zu bilden, irgend eine heraus, die behaupten könnte besser angezogen und frisirt zu seyn, als Fräulein Bertha von Maurever.

Die beiden Mädchen hatten seit der Stunde ihres Aufstehens noch nicht mit einander gesprochen.

Als man sich auf den Weg gemacht, hatte Bertha ihrer Freundin Jeannine ein Zeichen gegeben, näher zu kommen; das war Alles. Jeannine war gedankenvoll und traurig; sie vermied die Blicke Aubry's, der beständig die ihrigen suchte; sie bemerkte es nicht einmal, daß das glühende Auge des Messire Olivier sich jeden Augenblick auf sie richtete. Bertha trug den Kopfputz der adeligen Fräulein und von der Höhe dieses Kopfputzes fiel ein langer Schleier herab. Wenn der Wind die Falten des Schleiers hob, so sah man, daß Bertha blaß und verstört war, und daß ihr stierer Blick sich ins Leere verlor. In ihren Augen lag etwas wie Irrsinn. Sie suchte Aubry, wie Aubry Jeannine suchte. Wenn sie dem flammenden Blicke des Baron von Harmoy begegnete, durchrieselte ihren ganzen Körper ein Schauer.

Diejenigen, die an dem Zuge vorüberkamen, sagten: »Das sind zwei schöne junge Mädchen, aber das Fest heute Nacht im Schlosse Dayron hat sie zu sehr angegriffen.«

Zu sehr angegriffen will bei einem jungen Mädchen soviel sagen, als erschöpft von der Freude. Wovon sollten

die jungen Mädchen müde werden, als vom Scherzen und Lachen?

»Jeannine,« sagte endlich Bertha, deren Stimme zitterte, »er sieht nur Dich an und ich fühle, daß ich verdammt bin.«

»Ihr habt gewollt, daß ich Euch begleite, theures Fräulein,« entgegnete Jeannine, »ich habe es nicht gewollt.«

»Ich mußte mein Schicksal kennen, mein Kind.«

»Euer Schicksal ist es, die Liebe eines Ritters zu erringen, edles Fräulein. Aubry wird Euch lieben —«

»Wenn Du nicht mehr da seyn wirst, nicht wahr, Jeannine?«

Das Mädchen schlug die Augen nieder, Bertha fuhr fort:

»Diese Liebe, die Du nicht haben willst, weil Du die Siegerin bist und weil Du das Recht hast darauf stolz zu seyn, — diese Liebe werde ich annehmen; ich werde mich in sie hineinstürzen wie in eine Zufluchtsstätte, denn diese Liebe allein kann mich retten.«

Sie ergriff Jeanninens Hand und drückte sie heftig. Der Weg bog so eben um eine Ecke der Straße. Das Pferd des Barons von Harmoy befand sich einen Augenblick lang neben dem Zelter Bertha's und die Stimme Oliviers flüsterte der edlen Jungfrau leise die Worte ins Ohr:

»Wenn ich will, wird er Euch lieben!«

IX.

Vor dem Waffengange.

»Wenn ich will, wird er Euch lieben!« — Der Versucher kennt den Köder, den er für jede Seele braucht. Bertha drückte Jeanninens Hand, aber sie sagte ihr nicht, was sie gehört hatte. Sie zog sich in sich selbst zurück und wühlte mit Wollust in der Wunde ihres armen, tief verletzten Herzens.

»Warum habt Ihr aber,« fragte Aubry seinen Gefährten, »gerade jenen Augenblick gewählt, um mich zu verlassen?«

»Ich wollte Euch so eben um dasselbe fragen?« entgegnete Messire Olivier.

»Als der Zauber verschwunden war,« fuhr Aubry fort, »da Ihr doch einmal wollt, daß es ein Zauber war, da suchte ich ringsumher, — aber ich war allein.«

»Ich versichere Euch,« sagte der Baron ganz ernsthaft, »daß ich stets auf demselben Platze geblieben bin, — und zwar auf einer Stelle, wo der Sand bereits meinem Pferde bis ans Knie reichte. Als Ihr die Trinkflasche in den Händen hattet, da sprengtet Ihr in den Nebel hinein. Ich habe eine Stimme gehört, welche »Airam!« rief, und diese Stimme war die eure.«

»Nein, gewiß nicht.«

»Dann muß es die des Grafen von den Inseln gewesen

seyn. Vielleicht wart Ihr in seinen geheimnißvollen Zauberkreis hinein gerathen. Dann war es kein Geisterspuk mehr, sondern Graf Otto Beringhen hat Euch von weiten seine Besitzung gezeigt.«

»Aber,« warf Aubry zum letzten Mal ein, »wie kommt meine Cousine Bertha, wie kommt Jeannine dahin?«

»Wenn es der Graf Otto ist,« sagte Olivier lächelnd, »so kosten ihm die Wunder der Magie nichts. Er liebt die jungen Kriegsleute. Er wollte Euch zeigen, wie das Glück aussieht: Bertha sammt Jeannine! und nicht blos eine oder die andere, sondern beide, die zwei Schönsten für Euch allein!«

»Das werden wir uns überlegen,« entgegnete Aubry kalt; »ich brauche bei meinen Liebesangelegenheiten weder den Grafen Otto, noch sonst irgend Jemand. Sagt mir zur Güte, was saht Ihr, als Ihr mir eure Flasche gegeben hattet?«

»Einen Kreis von Nebel.«

»Das war Alles?«

»Alles.«

»Das Zauberwort galt also nur mir allein?« meinte Aubry mit einem gewissen Wohlgefallen.

Es entstand eine große Bewegung im Zuge. Geschrei erhob sich von allen Seiten. Das herzogliche Geleite ritt links im scharfen Trabe seiner Schlachtrosse vorüber, — der König kam mit seinen Rittern im feierlichen Zuge heran. Die Bretagner senkten die Lanzen, wie es ihre Pflicht war, und begrüßten zuerst die andern mit lautem Zurufe.

Beinahe unmittelbar darauf verkündete eine Staubwolke das Nahen eines dritten Zuges. Dieser bestand aus Reisigen in ehernen Rüstungen. Sie ritten im Galopp. Ober

dem eng aneinander geschlossenen Reitergeschwader flatterte hoch in der Luft das rothe Banner des Grafen Otto von Beringhen.

»Messire Aubry,« sagte Olivier in dem Augenblicke, wo die Rüstungen des Ritters von Chausey aus dem Staube hervortraten, — »habt Ihr Vertrauen zu mir?«

»Warum diese Frage, Messire?«

»Weil ich zu Euch die Zuneigung eines älteren Bruders hege. Ich will Euch im Ruhme glücklich machen, wie in der Liebe.«

»Schön Dank dafür,« erwiederte Aubry mit der Selbstüberschätzung eines Achtzehnjährigen.

Er erinnerte sich an die Stockhiebe des Gliedermannes nicht mehr.

»Ich muß mich jetzt dem Gefolge des Königs anschließen,« sagte der Baron. »Habt zuvor die Güte, mich mit Aufmerksamkeit anzuhören. Wenn das Kampfspiel beginnen wird, werdet Ihr mich unter meiner Rüstung nicht erkennen und wir werden zweifelsohne in zwei entgegengesetzten Lagern seyn, da Ihr ein Bretagner seyd und ich zum Hofe des Königs von Frankreich gehöre. Auf meinen weiten Reisen habe ich viel gesehen und auch ein bischen was gelernt. Ich besitze zwei Lanzen, deren Stoß unwiderstehlich ist; wollt Ihr eine davon?«

Aubry war eben so tapfer als eitel. Im ersten Augenblicke waren bei ihm die Tapferkeit und die Eitelkeit vollständig einverstanden, das Anerbieten auszuschlagen, aber sein Blick fiel auf Jeannine. Jeannine hatte ihn unter dem Keulenschlag des englischen Gliedermannes so oft wanken gesehen, und so oft hatte er selbst gesagt: »Hätte ich einen Gegner von Fleisch und Bein anstatt dieses hölzernen Schurken, so

sollte es anders gehen!« Und nun war Jeannine da, und vor ihren Augen als Besiegter zu fallen, hätte ihm ganz sicherlich das Herz gebrochen.

»Werdet Ihr auch darüber schweigen?« fragte Aubry erröthend.

»Bei meiner Ehre!« antwortete Messire Olivier.

Die Eitelkeit trug den Sieg davon; Aubry willigte ein, die unwiderstehliche Lanze zu nehmen. Das Geschwader der Ritter von den Inseln war keine hundert Schritte mehr entfernt.

»Helion! Helion!« riefen sie, sich durch's Volk Bahn brechend.

»Im Kampfe,« fuhr Olivier fort, »wird sich Euch ein Stallmeister nähern und Euch die Lanze übergeben, in deren Holz der Wahlspruch der glühenden Liebe des Orients eingegraben ist: »Ich nehme die Eine und die Andere, um nicht wählen zu dürfen!« Mit dieser Lanze werdet Ihr den Kranz erringen. Noch ein Wort: diese Lanze vermag nichts gegen den Herrn der Inseln, den Ihr an seiner Feldbinde erkennen werdet, worauf die Worte eingestickt sind: »Der Schönsten!«

Die Ritter von Chausey zogen vorüber. In der Bewegung, welche dadurch entstand, verschwand Messire Olivier. Bertha erbebte abermals und wurde noch bleicher. Bevor er nemlich verschwunden war, hatte ihr Messire Olivier folgende Worte ins Ohr geflüstert, welche die von ihm früher gesprochenen Worte ergänzten.

»Um den Preis eines Kusses werde ich wollen.«

Bertha wankte auf ihrem Sattel. Früher hatte dieser Unhold Aubry mit dem in seiner Flasche enthaltenen Saft betäubt; um die arme Bertha zu betäuben, bedurfte er dieses nicht einmal.

»Du weißt nicht, Du weißt nicht!« sagte sie zu Jeannine, die sie unruhig beobachtete; »das Loos ist gefallen und beginnt zu wirken; der Wahnsinn ergreift mich. Ich liebe Aubry, meinen Vetter, aus allen Kräften meiner Seele. Und doch — wenn der Andere mich rufen würde, — würde ich folgen.«

Montjoie! St. Denis! *) Die unermeßlichen Dünen zeigten sich hinter den weißblühenden Ligusterhecken. Man hatte so eben die letzte Grenze des bebauten Landes überschritten, die mit moosbedeckten Apfelbäumen bepflanzt war. Das Meer zeigte sich in den Nebelwolken am Horizont, und rechts erhob sich, mit Licht übergossen, der St. Michaelsdom auf seinem Felsen — die Stadt Avranches zu seinen Füßen.

Es war ein großartiger Kampfplatz! Cancale war Zeuge, auf der andern Seite der Bucht, Cherrueix, Le Roz, St. Jean, die Quatre-Salines, — der Berg und Trombelène, — das Ufer, Avranches, Genest und die ganze normännische Küste. Nichts beschränkte den Blick. Die Schiffe, die auf hoher See sich schaukelten, konnten das Kampfspiel mit ansehen.

O Schmach! Wir, die wir dieses großartige Gemälde zu entwerfen haben, wir haben früher das Froschspiel beschrieben! — Anstatt monumentaler Fresken hat unser Pinsel, der nur eine Kohle ist, eine elende Skizze hin gekritzelt! Gott sey Dank, noch ist es Zeit! Zertreten wir die elende Kreide mit unsern entrüsteten Fersen und tauchen wir den Pinsel in edlere Farben. Fort mit Dir, Marcou! Gabillon, fort mit Dir! Man kennt Euch nicht mehr.«

*) Der altfranzösische Schlachtruf.

Wir werden nicht einmal sagen — (so sehr ermüden uns alle diese Details!) — daß Gabillon da war und daß er viel zu viel normännischen Aepfelmost getrunken hatte, um sich von seinen Strapatzen zu erholen; auf gleiche Weise werden wir verschweigen, daß Marcou, durch eine lustig verlebte Nacht vollkommen wieder hergestellt, die sämmtlichen Mädchen, Marie, Jeanne, Irene, Fanchon rc., wie ein Kobold neckte.

Dame Josepha de la Croix=Mauduit, das ist doch ein würdiges Bild. Ob des Porträtes dieser Edelwitwe wird man uns, wie wir hoffen, eine Menge Mathurins und Gothons verzeihen.

Dame Josepha hatte ihr Pferd mit dem Gefolge des Königs in gleichen Schritt gesetzt. Sie lauerte auf eine Gelegenheit, um dem Landesherrn drei oder vier Reverenzen des ersten Würdengrades zu machen.

»Denn man kann,« erklärte sie ihrer Zofe, »die Ehrenbezeigungen in Höflichkeiten und effective Huldigungen eintheilen. Die Höflichkeitsbezeigungen verpflichten zu nichts, und ich werde gegen Jeden, der fälschlich das Gegentheil behaupten will, den Satz aufrecht erhalten, daß ich, indem ich dieses thue, durchaus in nichts gegen meine Pflicht gegenüber meinem Herrn, dem Herzog Franz von der Bretagne, verstoße.«

Das Gefolge des Königs beging die schreiende Ungerechtigkeit, ihr nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Das Gefolge des Königs hielt sich auch abseits von dem Volksgedränge. Der König ritt an der Spitze seiner schottischen Garde. Man sah ihn nicht.

Der abgeschlossene Turnierplatz, der mit großen Balken und Pfählen eingerahmt war, lag etwa vier= oder fünfhundert Schritte hinter der letzten Hecke, auf der Düne selbst.

Vom Turnierplatze bis zum Ufer zog sich ein sanfter Abhang hinauf, der mit Strandsteinen bedeckt war und eine Art von Amphitheater bildete.

Auf der entgegengesetzten Seite senkte sich dagegen die Düne rasch gegen das Meer und würde dem Zuschauer nicht gestattet haben, sich mit Vortheil aufzustellen. Deshalb drängte sich das Volk bereits auf dem kiesbedeckten Strande zwischen dem abgesteckten Kampfplatz und dem Festlande. Auch war noch ein anderer Beweggrund außer der Bequemlichkeit vorhanden. Die königliche Estrade und die amphitheatralischen Bogen für die adeligen Frauen waren auf der Seite des Meeres aufgeschlagen, außerhalb der Schranken. Die Neugierigen mußten sich also ihnen gegenüber aufstellen.

Es konnte ungefähr zehn Uhr Morgens seyn. Alles verkündete einen prachtvollen Sommertag. Eine frische Brise wehte von der hohen See her und mäßigte die Glut der Hundstagssonne. Das ruhige blaue Meer war eben am Ende der Ebbe in einer Entfernung von mehr als einer Stunde über die Dünen hinaus. Die Flut mußte kommen, das wußte man wohl, aber später und wenn das Waffenspiel schon zu Ende seyn mußte. Diese Drohung der Flut, die da wiederkommen und mit unbeugsamer Pünktlichkeit Könige, Herzoge, Ritter und Volk zugleich verjagen mußte, war ein Anziehungsmittel mehr und verlieh jeder einzelnen Minute dieses Tages einen besonderen Werth.

Während das Volk in immer neuen Massen auf den Strand strömte und sich überall aufstellte, wo die Düne nur einen Anschein von Erhöhung hatte, wurden die Logen viel langsamer besetzt. Denn bereits im fünfzehnten Jahrhundert hatte man die Bemerkung gemacht, daß die mit Pferden und Wägen versehenen Leute immer viel später kommen, als

der arme Teufel, der auf seinen eigenen Beinen schreitet. Man nahm, nicht ohne ernstliche Streitigkeiten, Platz, — denn der Stolz war im Spiele; die Bänke, die sich in der Nähe der königlichen Estrade befanden, erhitzten den Ehrgeiz der sämmtlichen kleinen Schloßfrauen, die man in Ermangelung von etwas Besserem zu dem Feste geladen hatte. Denn man muß es gestehen, — der weibliche Theil der Versammlung stand in keinem Verhältniß zur Wichtigkeit der Ceremonie; der König hatte die Königin im Schlosse Amboise gelassen; die Herzogin von der Bretagne befand sich in Nantes, und die Herzoginnen von Bourbon und Guyenne waren auf ihren Gütern geblieben. Ohne der Dame von Torcy, der Gattin des Sire von Estouteville, wäre die hohe Ritterschaft gar nicht vertreten gewesen. Die Dame von Torcy, welche fett und ein gewaltiges Leckermal war, war allerdings dem Gewichte nach so viel werth als mehre Königinnen und eine ganze Anzahl von Herzoginnen. Sie war von Caën, der Vaterstadt des schönen und unterspickten Fleisches; sie war groß und roth und machte der prachtvollen Kost Ehre, auf welche das Departement Calvados so stolz ist.

Neben diesem umfangreichen Product des gesegneten Neustriens sah man in der Nähe des Thrones zwei verschleierte Damen, deren Namen Niemand zu nennen im Stande gewesen wäre. Der Herzog von Guyenne kam, um sie förmlich zu begrüßen, bevor er seinen Platz unter den Rittern des neuen Ordens einnahm. Jene Leute, die in die kleinen Scandale der damaligen Zeit eingeweiht waren, vermutheten, daß die beiden verschleierten Schönen die Damen von Estanges und von Monsoreau seyen. Es mußte eine sonderbare Frau seyn, diejenige die den Gevatter Gilles von Tours in der Touraine mit aufrichtiger Liebe liebte.

Rechts und links vom Throne, ein wenig gegen rückwärts zu, waren vierzehn Logen für die St. Michaelsritter vorbehalten. Unterhalb erhob sich, gerade unter dem königlichen Thronsessel, die Estrade, die für den Abt, die beiden Prioren und die vorzüglichsten Würdenträger des Klosters bestimmt war. Vor dem Könige, aber tiefer, standen fünf Stühle, die von zwei Erzbischöfen und fünf Bischöfen eingenommen waren. Dann folgte zu höchst gestellt der königliche Thronsessel.

Außerdem standen noch drei andere Thronstühle, worunter einer für die Damen. Auf diesem thronte die dicke Estouteville in Gesellschaft anderer Schloßfrauen und Edelfräuleins von gutem, aber gänzlich unbekanntem normännischen Adel.

Der zweite Thronsessel stand auf einer Estrade, die für den Herzog Franz von der Bretagne und sein Gefolge bestimmt war. Diese Estrade war leer. — Neben dem dritten Thronsessel befanden sich die königlichen Hausoffiziere.

Die Würdenträger des neuen Ordens, der Kanzler, der ein Prälat war, der Greffier, der Schatzmeister, der Herold, dem man dem Namen Mont-Saint-Michel gab, hatten die erste Reihe unter dem Thronsessel des königlichen Hauses eingenommen.

Die große königliche Estrade war mit Sammt in den Farben Frankreichs überzogen, wie auch die vierte Estrade. Die zweite, auf der sich die Damen befanden, war scharlachroth mit Gold überkleidet. Die des Herzogs von der Bretagne war von dunklerem Sammt und mit dem Hermelinwappen an den Borduren geschmückt. Das Ganze war ganz gut arrangirt.

Was die Stufen für's Allgemeine anbelangt, welche

die ganze nördliche Seite des Kampfplatzes einnahmen, so hatte man sie mit Serge überzogen, und das war noch immer viel zu gut für das Meer, welches in wenig Stunden darüber hinweggehen sollte. Die südliche Seite hatte nur drei Reihen Bänke, die auf den bloßen Sand gestellt waren. Man mußte eben ein Ludwig XI. seyn, um auch nur ans unterste Volk zu denken, so armselig diese Vorrichtung auch war.

Der Kampfplatz hatte die Gestalt einer zierlich verlängerten Ellipse. Es befanden sich auf demselben vier Zelte, von denen je zwei an dem äußersten Ende der Ellipse lagen. Das eine dieser Zelte gehörte den Ordnern des Turniers, die drei andern den Kämpfern. Vor Anfang und bevor sie noch in die Zelte einzogen, theilten sich die Kämpfer in zwei scharf getheilte Feldlager, die durch die ganze Länge des Turnierplatzes von einander getrennt waren. Die Bretagner nahmen das westliche Ende ein; im Osten hielten sich die Franzosen und die Leute von Chausey, die zwar nicht miteinander vereinigt waren, aber doch nahe bei einander standen. Der König konnte mit Unruhe bemerken, daß das Gefolge seines innigstgeliebten Bruders und Vetters, Franz II. von der Bretagne, beinahe eine Armee war. Die Bretagner waren zahlreicher als die beiden andern Truppen zusammengenommen. Sie saßen zu Pferde, ernst, schweigsam, wir möchten beinahe sagen — drohend. Ihre enggeschlossene Schaar schien zu einer Schlacht gekommen zu seyn, nicht zu einem Turnier. An ihrer Spitze befand sich der Herzog in Person. Wenigstens trug der Anführer das Schild mit dem Wappen der Bretagne. Die Neugierigen konnten sich für die Abwesenheit der Damen schadlos halten. Ein Souverän in den Turnierschranken! So was sah man nicht alle Tage.

Wir müssen noch hinzusetzen, daß der Ruf den Herzog Franz II. nicht eben von der ritterlichen und kriegerischen Seite schilderte. Man sprach von seinem tiefen Schluck, aber nicht von seiner langen Lanze. Es gibt nichts Schöneres, als wenn man bösen Leumund ins Gesicht Lügen strafen kann.

Die Trompeten schmetterten. Die schottische Garde des Königs Ludwig kam aus dem ersten Zelte heraus; beiläufig drei Viertheile der Bogenschützen stellten sich unter den Thoren auf, der Rest blieb um das Zelt herum aufgestellt, um den Dienst auf dem Kampfplatze zu versehen. Der Zug, der aus dem Hôtel Dayron gekommen war, hatte in der Nähe der königlichen Estrade Platz genommen, auf den Stufen, die für die Gesammtheit des Adels bestimmt waren. Dame Josepha hätte es für viel passender gefunden, wenn man sie unmittelbar unter den Thron gesetzt hätte, allein die Festordner waren nicht ihrer Ansicht gewesen. Der Thronsessel wartete auf den Herzog und der Herzog kam nicht. Während der ganzen Dauer des Kampfspiels befand sich auf dem Thronsessel nichts als der Sammt, mit dem er überzogen war.

Dame Josepha setzte es durch, daß Bertha, ihre Zofe, und ihr Stallmeister Riberol an ihrer Seite stehen bleiben durften. Man räumte ihr sogar die Erlaubniß ein, ihre beiden alten Hunde zu ihren Füßen und ihren alten Falken auf der Faust behalten zu dürfen. Der alte Falke, der zu bessern Gesinnungen zurückgekehrt war, hatte seit der letzten Ungebührlichkeit keine neue begangen. Dame Josepha hatte allen Grund zu hoffen, daß er in Zukunft ihre verehrte Hand nicht mehr mit der Falkenstange verwechseln werde. — Neben Meister Riberol, welcher stand, saß Bertha, die Zofe; der Sire von Dayron befand sich zwischen ihr und Madame Reine. Jeannine hatte unmittelbar hinter Bertha von Mau-

reder einen Platz gefunden auf der letzten Stufe des Zuseherraumes.

Beim Schalle der Trompeten entstand eine Bewegung in den verschiedenen Gruppen der bewaffneten Männer. Bertha berührte Jeanninens Achsel.

»Das ist er!« sagte sie.

Jeannine hatte ihn bereits gesehen. Er befand sich in der zweiten Reihe der bretagnischen Kämpfer. In diesem Augenblicke senkte sich gerade seine Lanze, um von weitem Madame Reine zu begrüßen, die ihm einen Kuß zuwarf. Jeannine, das arme Mädchen, welches nicht einmal das Recht hatte, ihm zuzulächeln, schlug die feuchten Augen nieder; Bertha winkte mit dem gestickten Taschentuche.

»Da seht nur wie er Euch anblickt, meine kleine Schöne!« sprach Madame Reine über die Schulter des Sire von Dayron hinüber.

Aubry blickte nach Jeannine.

Ein gewaltiges Eisengerassel ließ sich am andern Ende des Kampfplatzes vernehmen. Bertha wendete sich um.

»Das ist er!« sagte sie nochmal, aber diesmal nur im tiefsten Herzen und ohne die Lippen zu bewegen.

Messire Olivier, vollständig gerüstet, aber mit unbedecktem Antlitz, tummelte sich unter den Rittern des Königs. Er verneigte sich anmuthig gegen Bertha, die nun ihrerseits die Augen niederschlug.

Da wurde Jeannine etwas Sonderbares gewahr; auch ihr Vater befand sich dort in den letzten Reihen des herzoglichen Geschwaders; Jeannine erkannte wohl sein Pferd und seine Rüstung, allein seine sonst so männliche Haltung erkannte sie nicht. Der wackere Stallmeister saß weichlich und

ohne Anmuth im Sattel, und doch war er der beste Kriegsmann, der sich auf der linken Seite des Couesnon befand.

»Messire,« sagte Madame Reine zu dem Herrn von Dayron, ihrem Nachbarn, »habt Ihr jemals sagen gehört, daß unser Herzog zu Pferd solch schöne Haltung hat?«

»Nein, wahrhaftig nicht, edle Dame,« antwortete der reiche Schloßherr.

Madame Reine seufzte.

»In meinem Leben,« murmelte sie, »habe ich nur zwei Kriegsmänner gekannt, die sich mit unserm Herrn und Herzog vergleichen lassen: den seligen Messire Aubry, meinen Gatten, und —«

Sie wollte den Namen Jeannin hinzusetzen, und das war nur Gerechtigkeit, als ihr Blick durch Zufall auf den wackern Waffenmeister fiel. Sie rieb sich die Augen und glaubte zu träumen. Jeannin war nicht mehr er selbst. Man hätte meinen können, ein anderer Körper sey in seine Rüstung gekrochen.

In diesem Augenblicke redete ihn Aubry an. Für gewöhnlich beschämte die Haltung Jeannin's den Jüngling gewaltig. Allein heute beschämte der Schüler seinen alten Waffenlehrer. Sie verschwanden Beide in den Reihen. Madame Reine dachte: Ich habe schlecht gesehen.

»Freund Jeannin,« begann Aubry, indem er dem wackern Waffenmeister die Hand reichte, »Du hast mich während zwei Tagen ganz verlassen, und in diesen zwei Tagen habe ich eine Menge Dinge gethan, die ich vielleicht nicht gethan hätte, wenn ich deinen Rath gehabt hätte.«

Jeannin hustete. Aubry sah ihn besser an.

»Bist Du krank?« fragte er sich im Sattel zurücklehnend.

»Ich habe Durst,« antwortete Jeannin.

»Wie deine Stimme verändert ist, Freund!« fuhr Aubry fort. »Ich hoffe, daß Du Dich in diesem Zustand nicht in den Kampf einlassen wirst.«

»Nein, nein!« entgegnete Jeannin mit Eifer.

»Daran thust Du wohl. — Ich möchte Dich um deine Ansicht fragen —«

»Und ich möchte trinken,« fiel ihm der Waffenmeister ins Wort.

Jeannin war die Nüchternheit selber. Aubry dachte:

»Das Fieber muß ihn schütteln, daß er in einem solchen Augenblick ans Trinken denkt.«

»Die Sache, über die ich Dich fragen wollte,« setzte er laut hinzu, »ist folgende: Seit gestern bin ich durch eine Reihe von Umständen, die ich Dir später einzeln erzählen werde, in Beziehung zu einem solchen Menschen gerathen, der eine übernatürliche Macht zu besitzen scheint. Ich habe Dinge gesehen, die jeden Glauben übersteigen.«

Jeannin gähnte unter seinem Helm.

»Armer Freund,« sagte Aubry, »ich habe Dich niemals so gesehen.«

»Wo zum Teufel kann man denn was zum Trinken her bekommen?« fragte Jeannin.

»Ich weiß nicht, — willst Du, daß ich Dir Wasser holen lasse?«

»Pfui doch!«

»Der Mann, von dem ich spreche, — höre mich gut an, Freund, der Fall ist wichtig! — der Mann hat mir Freundschaft gezeigt. Er ist eben kein guter Rathgeber, das kommt aber daher, weil seine Jugend eine verlorne war. Er

hat mir so eben diese Lanze übergeben lassen, die ich in der Hand halte. Diese Lanze ist gefeit.«

»Pah!« machte Jeannin, der zu lachen anfing.

Tags zuvor hätte es wahrhaftig ganz etwas Anderes bedurft, um den wackern Jeannin zum Lachen zu bringen. — Aubry fiel aus den Wolken.

»Denkst Du,« fragte er gleichwohl, »daß ich mit dieser Lanze fechten darf, der nichts widerstehen kann?«

Jeannin legte ihm die Hand ohne Umstände auf die Schulter.

»Mein kleiner Edelherr,« sagte er, »reite in dein Zelt und hol mir einen Becher Wein. Laß ihn aber breit, tief und voll seyn. Dann werde ich Dir meine Meinung über deine gefeite Lanze sagen.«

X.

Getheilte Krone.

Im Süden der Umfriedung, auf dem sanften Abhange voll Strandkies, war das Volksgedränge am stärksten. Es war ein lustiges keckes Gedränge und frei von jenem Kappzaum, den unsere moderne Polizei dem vielköpfigen Ungeheuer in den Rachen zwängt. Es war ein Volk, das man gehen ließ, der Zügel hing frei über den Nacken herab; es war ein sich selbst überlassener seelenguter Bursche, nur ein bischen händelsüchtig, lustig aber lebhaft und laut, ein wenig trunken, sehr zänkisch und sehr versessen auf die von ihm besetzten Plätze und Erhöhungen; Normänner und Bretagner, Alte und Junge, Mädchen und Bursche, bunt durcheinander. Hie und da sah man Gäule, Esel, bespannte Kar-

ren; diese wurden die Ausgangspunkte von Streitigkeiten. Denn die Eigenthümer dieser Gäule, Esel und Karren wollten hinaufsteigen, um besser zu sehen, aber diejenigen, die hinter ihnen standen, wollten dies wieder nicht leiden. Daraus entstanden nun hitzige Faustkämpfe, die den Boden mit Stücken von Mützen, Fetzen von Kleidern und mancher Handvoll Haare bedeckten.

Freiheit! geliebte Freiheit! auf diese Weise hast Du, ohne es zu wissen, die Gendarmen geboren, die dein schönstes Werk sind.

Freiheit, rostig gewordene Göttin, Du bist nicht im Stande, diejenigen, welche Pferde, Esel und Karren haben, mit jenen, die keine haben, zu versöhnen. Du hast kein gutes Herz, und obendrein hast Du einen gewaltigen Hitzkopf. Gott entstammte Freiheit! — Da Du seit viertausend Jahren dein Leben damit hinbringst, an die Thüren dieser Welt zu klopfen, so wirst Du wahrscheinlich im Himmel keinen Platz haben.

Und ist denn, beim Lichte betrachtet, ein Fest, wo man sich bei den Haaren nimmt, ein schönes Fest? Vielleicht macht uns unsere besondere Vorliebe für die Gendarmen ungerecht gegen die Freiheit.

Cotiolle, der Meierhofspächter, und Thugent, der Flurschütz, hatten ihre Schultern willfährig gegen einander gestemmt, und der Zwerg Fieràbras setzte sich darauf. Von der Höhe dieses Thrones herab, wo er eine Torte von Ardevon vollends zermalmte, hielt Fieràbras eine Rede.

»Da seht! da seht!« rief er; »das nenne ich einen Herzog und ich bin sein Mundschenk. Diejenigen, welche meine Protection wünschen, brauchen nur zu reden. Würde der König Ludwig XI. sich je solcher Art auf's Pferd setzen?

Unser Herzog könnte sich als Kriegsmann sein Brot verdienen.«

Ein Murmeln lief durch die Menge. Es war ein Murmeln der Bewunderung. Die physischen Eigenschaften bringen auf den großen Haufen stets eine gewaltige Wirkung hervor. Der Herzog Franz war auf Seelen-Seligkeit der schönste Kriegsmann seines Heeres.

»Und Ihr werdet sehen wie er die Lanze führt,« fuhr der Zwerg fort, welcher lächelte, ohne zu wissen warum; »ich bin sein Mundschenk, ich kenne seine Talente! — Da seht, der sechste Ritter neben dem Herzog, das ist der Sire von Coëtquen, mein ehemaliger Herr. Ich kann nichts Böses über ihn sagen, das ist für einen Herrn immer schon ein Lob! Hollah! Marcou! Mathurin! Silo! all Ihr Leute von Kergariou! Seht einmal dort hin! Meister Jeannin hat die Kolik!«

Es entstand ein lautes Gelächter. In diesem Augenblicke brachte Aubry dem armen Stallmeister einen Becher voll Wein.

»Ich habe schon früher einmal den Herzog Franz zu Nantes gesehen,« sagte Mathurin ohne Zahn; »bei meinem Antheil am Paradiese, er sah nicht halb so ritterlich aus, wie heute! — Ihr sprecht von Jeannin? — Der Herzog glich damals dem von der Kolik ergriffenen Jeannin und heute gleicht der Herzog dem Jeannin, wenn er sich wohl befindet.«

Mathurin ohne Zahn wurde vom Volke ausgezischt, und Goton, sein Weib, bekam drei Hurrah's, weil ihr Mann ihr Schande machte.

»So geht es denen, alter Mann, welche die wirkliche und wahrhaftige Wahrheit sagen,« murmelte Fieràbras; —

»Hört mich an, Ihr Andern, wenn Ihr was Neues wissen wollt; ich bin im Tafelaufsatze des Königs Ludwig gesessen und habe gehört wie er mit seinem Gevatter Olivier spricht. Ist hier ein Einziger, der sich rühmen kann, er habe es gesehen, wie sich der König den Bart abnehmen läßt? Aha! Ich aber habe diesen Morgen die Ehre dem Reichthume vorgezogen und ich bereue es nicht. Gestern hieltet Ihr mich für gebraten. Aus der Feuerprobe bin ich als großer Herr hervorgegangen. Hoch die Bretagne! hoch die Bretagne! — So schreit doch ein wenig, um die Normänner zu verhindern, uns mit ihrem Montjoie! und St. Denis! die Ohren voll zu plärren!«

Ein allgemeines Gebrüll, das aus dem beiderseitigen feindlichen Kriegsruf gebildet war, erhob sich aus dem Haufen. Die drei Geschwader, die sich in den Schranken befanden, setzten sich gleichzeitig in Bewegung, um innerhalb der Schranken herum zu reiten. Die Grieswärtel hatten so eben an den Pfählen die Schilder von Frankreich und von der Bretagne aufgehangen. Die Trompeten schmetterten ihre Fanfaren. Es war endlich die erste Scene des so lang erwarteten Dramas. Die drei Rittergruppen ritten nacheinander an dem Throne vorüber und Ludwig IX. bewegte anmuthig die Hand, als die Bretagner ihn grüßten, so anmuthig, daß der Herzog von Guyenne leise zu seinem Nachbarn, dem Herrn von Chabannes, sagte:

»Lieb' Vetter, —'s ist eine Schlange hinter dem Felsen.«

Madame Reine ward roth vor Vergnügen, als sie sah, wie schön ihr Sohn Aubry die Lanze hielt. Der Herr von Dayron machte ihr von ganzem Herzen sein Compliment dazu. In der That hielt sich Messire Aubry so, wie es seyn mußte, und es war leicht zu sehen, daß der Herzog von der Bretagne

es bemerkte. Der Herzog wendete sich mehr als viermal um, um ihn besser zu sehen. Dafür schien aber der Waffenmeister Jeannin, der sich mit seinesgleichen am Ende der Rennbahn befand, seinem jungen Herrn nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber war es denn nicht genug, wenn Madame Reine, Bertha, Jeannine und der Herzoz Franz von der Bretagne sich um Aubry bekümmerten?

Mit einem Male sah man Pagen aus dem königlichen Zelte treten. Sie hängten an fünfzehn glatten Pfählen, die in die Erde gepflanzt waren, fünfzehn Wappenschilder auf. Vierzehn derselben kannte man, sie gehörten den neuen Michaelsrittern an. Der fünfzehnte war von einer Grafenkrone überragt und trug die Devise: »Der Schönsten!«

»Was bin ich doch für ein Einfaltspinsel,« rief Fieràbras, »ich hatte Euch zu sagen vergessen, daß der Menschenfresser von den Inseln gegenwärtig ein Vetter des Königs Ludwig und Ritter des St. Michaelsordens ist, anstatt des Herzogs Franz von der Bretagne. Aber nur Geduld! Bevor die Flut zurückkehrt, werdet Ihr, so's Gott gefällig, noch ganz andere Dinge sehen!«

Wir hoffen wohl, in unserm Leben noch ein schönes und tüchtiges Turnier zu beschreiben. Das Turnier ist wie des Stiergefecht eine stets neue und interessante Sache. Einst konnte man nur Dichter seyn unter der Bedingung, daß man eine Belagerung oder einen Sturm zur See mitgemacht hatte; ein Romanschreiber von einiger Geltung braucht ein Stiergefecht oder ein Turnier. Aber unsere Stunde ist noch nicht gekommen. Das Rennen auf den Dünen von St. Sulpice hat sein Interesse und seine Wichtigkeit außerhalb der Schranken. Außerdem war die Dame von Torcy zu dick, und das genirt uns.

Nachdem sie ihren Umritt in der Arena gehalten und den König und die Damen begrüßt hatten, nahmen die drei Geschwader der Ritter ihre ursprünglichen Plätze wieder ein. Das Kampfspiel begann mit jenen stummen und glänzenden Einzelnkämpfen, wo jeder Kämpe nur einen einzigen Lanzenstoß führt. Messire Olivier rannte mit aufgeschlagenem Visier und hob seinen Gegner aus dem Sattel. Er wurde der Erste mit Beifall belohnt, allein bald verloren ihn die Damen aus den Blicken. Anstatt seiner sah man einen Ritter erscheinen in einer schwarzen Rüstung, an der die Stahlnägel wie eben so viele Diamanten glänzten. Der Ritter ritt ein schwarzes Pferd aus Perche von außerordentlicher Stärke. Er hatte das Visier herabgelassen und das rothe Fähnchen, das am Ende seiner Lanze flatterte, trug in goldenen Buchstaben die Inschrift: »Der Schönsten!« Der König Ludwig XI. machte bei seinem Anblicke eine Bewegung. Die Damen zischelten; einige erblaßten. Trotz seiner Keckheit dämpfte Fieràbras seine Stimme, als er den Namen des eisernen Mannes nannte. Dieser Name lief bei den guten Leuten, die auf dem Strande sich drängten, sogleich von Mund zu Munde. Die Volksmenge begann hin und her zu wogen wie ein Meer.

Der eiserne Mann stellte sich an die Spitze der Ritter von den Inseln. Sein Pferd und er blieben unbeweglich. Man hätte ihn für eine aus Bronze gegossene schwarze Reiterstatue halten können.

Der Zweite, der einen schönen Lanzenstoß vollführte, war Messire Aubry von Kergariou. Und Gott weiß es, wie sehr Madame Reine, die glückliche Mutter, triumphirte. Aubry hatte am untern Ende der Rennbahn von Jeannin keine Antwort erhalten können. Aubry hatte die Lanze beibehalten, die ihm Messire Olivier hatte übergeben lassen. Das Loos

stellte ihn einem langen flamändischen Recken gegenüber, der im Trab eines Elsasser Pferdes auf ihn los ritt, welches so schwerfällig war wie ein Elephant. Aubry hatte auf gut Glück die verhängnißvolle Lanze beibehalten; er legte sie ein, und da er sich an die zahlreichen Niederlagen erinnerte, die er im Kampfe mit dem Gliedermann erlitten, so hegte er keine große Hoffnung. Die Lanze traf den Flamänder; der Flamänder wurde aus den Steigbügeln gehoben und rollte in den Sand, zur großen Befriedigung der Versammlung.

Aubry senkte das Haupt. Die unverdorbene Mannesnatur regte sich in ihm, — denn er wagte weder Jeannine anzusehen, welche Thränen in den Augen hatte, noch seine Mutter, die trunken von Stolz in die Hände klatschte. Seine Lanze brannte ihn, — er schämte sich seines Sieges. Man reift schnell in solchen feierlichen Stunden unter den Augen jenes großen Richters, der sich die Welt nennt. Aubry fühlte sein Gewissen unter dem Brausen des Beifalls, den er nicht verdiente. Er floh in die letzten Reihen der bretagnischen Ritter und brach die unehrliche Waffe auf dem Knie ab.

Von dieser Stunde an gerechnet war Aubry ein Mann. Sein todter Vater hatte einen seiner würdigen Sohn.

Die bretagnischen und französischen Ritter setzten das Rennen fort. Dame Josepha de la Croix=Mauduit ergriff diesen Moment, um an der Erziehung der Zofe Bertha und des Meisters Riberol zu arbeiten.

»Ein bemerkenswerther und außer allen Zweifel gestellter Umstand,« sagte sie, »ist der, daß in früherer Zeit im Augustmonat die Sonne viel mehr leuchtete. Ich kann davon reden, weil ich's gesehen habe. Wozu frommt es jetzt, die schöne Wissenschaft der Ehrenbezeigungen und Huldigungen zu kennen? Die Souveräne verachten das, was ihre

Größe ausmacht. Hat man mir auch nur eine einzige Gelegenheit gegeben, dem Herzoge Franz oder dem Könige unbeschadet des Herzogs eine einzige armselige Reverenz zu machen? Diese Leute flößen mir wahrhaftig Mitleid ein. Und was ist denn an all diesen Rüstungen, die nicht einmal glänzen? Ich sehe nur einen Fortschritt, nemlich bei der Dame von Torcy, die so breit ist wie zwei Schloßfrauen von ehedem. Was die Ritter anbelangt, so haben sie sich um die Hälfte vermindert. Ich meine fast, daß ihre Turniergäule hinken. Seht nur diejenigen an, die Einer gegen den Andern rennen; sehen sie nicht aus, als ob sie fürchteten sich ein Glied zu verstauchen? Wie heißt derjenige, der für die Bretagne hält; wißt Ihr's, Meister Ribarol?«

»René von Chateaubriand,« antwortete der alte Stallmeister.

»Ich habe ihn gekannt, ich habe ihn gekannt!« rief die alte Witwe lebhaft. »Er war bei der Hochzeit des Herzogs Franz des Ersten mit Madame Isabella von Schottland. 'S ist ein großer brauner Mann mit einem fehlenden linken Arm, wegen der Wunde, die er bei Moncontour erhalten.«

»Der dort hat aber seine beiden Arme, edle Dame.«

»Dann wird's vielleicht sein Sohn seyn,« sagte Dame Josepha, die einen Seufzer ausstieß. »Ich sah seinen Sohn bei der Krönung Peter des Ersten; er war etwas kleiner und hatte von Geburt aus einen Höcker.«

»Edle Dame, dieser ist gerade wie ein I.«

Die Witwe ließ sich einen zweiten, noch schwereren Seufzer entschlüpfen.

»Sollte es schon sein Enkel seyn?« murmelte sie. »Die Zeit flieht doch gar zu schnell!«

»So lange ist's also her,« fuhr sie dennoch fort, Muth

fassend, »daß ich bei dem Rennen, welches am 9. Juni 1434, auf der Rennbahn zu Rennes, zu Zeiten des Herzogs Johann V. durch den Großconnetable Arthur von Richemond gegeben wurde, zur Königin der Schönheit gewählt worden bin. Ich hatte damals so eben in zweiter Ehe den Ritter Jacques Trublet, Erbherrn auf Croix-Mauduit und andern Orten, geheirathet; ich ging bereits in mein neunundzwanzigstes Jahr, allein in jenem Alter bewahrten wir damals noch die ganze Frische der ersten Jugend. Ich erinnere mich, daß ich dem Großconnetable drei Reverenzen des zweiten Würdengrades machte, wozu ich noch die Fußbiegung gesellte, weil er von herzoglichem Blute war. Er reichte mir den Arm, — ich sage, der Großconnetable reichte mir den Arm, und führte mich ins Schloß La-Tour-le-Bât, wo das Gastmahl aufgetragen war. Und ich erinnere mich auch, daß ich nächtlicher Weile von dem vielen Wein belästigt ward, den zu trinken man mich genöthigt hatte.«

»Seht hin, edle Dame, seht hin!« rief Meister Riberol, der sich nach vorne neigte.

Berthe schlug mit offenem Munde die Hände zusammen.

»Was gibt's denn?« fragte die Witwe, »man sieht hier beinahe gar nichts und bald werden wir die Dämmerung am hellen Mittag bekommen.«

Ach! die Sonne goß Fluten von Gold über den Sand und über die Rüstungen, die allenthalben funkelten. Nicht die Welt war alt geworden, sondern nur die Augen der Dame Josepha waren es. Zum Glücke für alte Witwen wurden nicht lange nachher die Brillen erfunden.

Das was den Schrei des Meisters Riberol veranlaßt hatte, war der furchtbare Anprall von zwei Rittern gegen einander, welche die Trümmer ihrer Lanzen weggewor-

fen hatten, um zur Streitaxt zu greifen. Nun handelte es sich nicht mehr um Kleinigkeiten. Der ernsthafte Kampf hatte begonnen.

Die beiden Ritter kämpften um die goldene emaillirte Krone, welche die Dame von Torcy in der Hand hielt, und im selben Augenblicke riefen die Herolde mit lauter Stimme den Kampfpreis aus und ermahnten die Kämpfer sich wacker zu halten.

Das war nicht nöthig. Der eine der beiden Kämpen, dessen Schild weder Wappen noch Devise trug, hatte mit der Lanze gezeigt, daß er ein Kämpfer war, der wohl schon manchen Preis davon getragen. Rings um die Schranken sagte man, es sey Johann, Bastard von Orleans, Graf Dunois; der Andere war der eiserne Mann. Beide hämmerten wacker darauf los, ihre Rüstungen sprühten Funken unter dem Hieb der Streitaxt und Stahlsplitter bedeckten bereits den Boden. Ein Axthieb, den Dunois mit beiden Händen führte, warf den eisernen Mann aus dem Sattel; Dunois sprang sogleich zur Erde, allein seine Axt traf beim nächsten Hiebe fehl und ließ ihm beim folgenden Streich den Stiel in der Hand. Der eiserne Mann warf die seinige sogleich weit weg. Dieser Unhold verstand es, die Gesetze der Ritterschaft und Courtoisie auszuüben.

Beide zogen gleichzeitig vom Leder und stürzten mit hocherhobenem Schwerte auf einander los. Der Athem der Volksmenge schwoll bis zu einem Murmeln an. In der Ferne gegen Norden antwortete ein anderes Murmeln; es war das Meer, welches am Saume der Dünen langsam zu steigen begann.

Der eiserne Mann und Dunois griffen sich festen Fußes an. Es war ein schöner Kampf, die ältesten Ritter ga-

ben das zu und Marcou bedauerte nur, daß man zwei so wackere Gesellen nicht den Frosch hatte ziehen lassen. Nach Verlauf einer Viertelstunde fiel Dunois auf die Knie und seine weißen Haare rollten in langen Locken unter seinem gespalteten Helm hervor.

»Bastard, mein Freund,« sagte Ludwig XI. boshaft lächelnd, »Du hast Dich aufs Beste gehalten, aber Du hast kein Glück.«

Der eiserne Mann hatte seinen Degen wieder in die Scheide gesteckt. Die Trompetten schmetterten; Ludwig XI. gab ein Zeichen und der Waffenkönig warf seinen mit Lilienblüthen geschmückten Stab zwischen die beiden Kämpfer. Von Jean de Pleuc und Coëtivy unterstützt gelangte Dunois ans westliche Ende der Stechbahn. Die Menge schrie und klatschte Beifall.

Von den französischen Rittern umringt näherte sich der eiserne Mann der Estrade, die sich unter der gewichtigen Schönheit der Dame von Torcy bog. Er grüßte den König und die Prinzen. Die Dame von Torcy stützte sich gegen die Balustrade und reichte ihm die Krone, die er mit einem Knie auf der Erde in Empfang nahm. Dann schwang er sich in den Sattel und ritt, wie es die Sitte erheischte, rings in den Schranken herum.

»Das Visier hinauf! Das Visier hinauf!« rief die Menge, die in ihrem Recht war.

Diese Parade innerhalb der Schranken war ja doch nur dazu da, damit der Sieger sein Gesicht zeigte.

Der eiserne Mann hielt an, als ob er gezaudert hätte.

»Schöne Damen,« sagte der König Ludwig XI. zu seinen Nachbarinnen, »hier bedürfen wir eurer Hilfe. Der

Graf Otto Beringhen hat ein Gelübde gethan: — sein Helm wird sich nur auf Befehl der Damen öffnen.

»Das Visier hinauf, Herr Graf!« befahlen sogleich drei oder vier sanfte Stimmen, welche die männliche Stimme der Dame von Torcy übertönte.

Die Menge klatschte Beifall.

Der eiserne Mann schob das Visier seines Helmes in die Höhe.

Die Menge erwartete etwas Schauerliches. Sie hatte hinter dem eisernen Helmgitter das Gesicht des Unholds geahnt, das heißt etwas Fürchterliches und abschreckend Häßliches; einen borstigen Bart, einen breiten mit Wolfszähnen bewaffneten Mund und zwei glühende Kohlen in den tief liegenden Augenhöhlen. So sah nach der Volksmeinung der Unhold aus, der Gold machte und das Blut der kleinen Kinder trank.

Haben wir uns auch recht verständlich gemacht? Die Volksphantasie ist voll sonderbarer Spitzfindigkeiten. Der eiserne Mann war für die Menge Alles das, was wir so eben gesagt haben, allein mit der Bedingung des Zweifels, der eine Art vor Bewunderung selbst inmitten des Abscheus und des Schreckens noch Raum gönnt. Ein geheimnißvoller Schleier bedeckte die Verbrechen des Verworfenen. Der Unhold konnte doch unmöglich den höchsten Grad von Abscheu erregen, da ihm die Menge sogar Beifall klatschte. Die Menge wußte nicht recht, wie sie daran war; dieser Mann versetzte sie in eine fieberhafte Spannung und die tiefe Ungewißheit, in der man in Betreff seiner blieb, vergrößerte ihn zur Höhe eines Riesen. Seit einer halben Stunde ging sein Name, sein gefürchteter Name von Mund zu Mund; die Frauen erbleichten blos, weil sie ihn hörten und das Herz, der Männer schlug;

und doch waren es nur Gerüchte und nichts weiter. Ist denn unter zwanzig Gerüchten, die auf solche Weise im Volk circuliren, ein einziges auf Wahrheit basirt? Oft nicht. Und sogar Diejenigen, die es behaupten, glauben es selbst nicht.

Das Wort des Königs Ludwig XI., welches mit einem Male die unbestimmten Gerüchte sanctionirte und der Aufregung eines Jeden einen neuen Anhaltspunkt gab, war schon ein Theatercoup. Der König Ludwig XI. nannte den eisernen Mann bei seinem Namen: Graf Otto von Beringhen. Sollte der dunkle Helm, auf dem die rothe, stolz nach rückwärts geworfene Feder schwankte, — wenn er sich öffnete, das unheimliche Gesicht eines Dämons zeigen?

Es gab welche, die die Augen schlossen und den Kopf abwendeten. Die Volksmenge stieß einen einzigen, langen Seufzer aus, — dann brach ein lautes Geschrei aus. Das Erstaunen machte sich Luft.

Vergebens hatte man den borstigen Bart, die Wolfszähne in dem breitgespaltenen Munde und die glühenden Kohlen in den tiefliegenden Augenhöhlen erwartet. Die Weiber, die auf ein Paar Hörner gerechnet hatten, waren gleichfalls getäuscht.

Es war ein schöner junger Mann, so schön, daß man sich nicht erinnerte, je seinesgleichen gesehen zu haben. Man erblickte eine reine, sanfte Stirne, über welcher von Schweiß benetzt sich die seidenen Haare lockten. Ein Weib würde sich diese glänzenden Locken gewünscht haben, die schwarz wie Agath und seidenweich bei jedem Tritte des Pferdes im Tacte schwankten; sie fielen vom Stahlhelm umschlossen, bis auf die Schultern hinab; ein Weib würde ihn um den funkelnden Glanz seines Auges beneidet haben, das feucht zu seyn schien und von hochgewölbten dunklen Brauen beschattet wurde.

Man sah einen lächelnden Mund, einen bleichen weißen Teint, — kurz eine Schönheit, die ohne den männlichen Ausdruck des Blickes weich und weibisch erschienen wäre.

Das ist der Grund, warum jede Brust einen lange zurückgehaltenen Seufzer ausstieß. Rings um den Kampfplatz entstand ein tiefes Schweigen.

Jeannine wendete sich gegen Bertha, die bleicher war als der Tod.

Madame Reine zuckte zusammen. Der Sire von Dayron und alle diejenigen, die Tags zuvor seine Gastfreundschaft genossen hatten, erbebten, als ob ein elektrischer Schlag sie getroffen hätte.

Die einzige Person, die nicht die mindeste Aufregung zeigte, war die kleine Jouanne. Die kleine Jouanne hatte nichts gesehen. Sie aß einen Wecken von schwarzem Rockenmehl, während sie auf den Hirten des Klosters horchte, der ganz ernsthafte Dinge mit ihr besprach.

»Ich, für meine Person, wußte es längst schon,« rief der Zwerg Fieràbras mit seiner durchdringenden Stimme. »Der eiserne Mann und Messire Olivier stacken mit ihrem Kopfe unter der nemlichen Mütze.«

Der Name Olivier kam auch dem erstaunten Aubry in den Mund. Die Lippen Bertha's und Jeanninens flüsterten ihn. Dame Josepha de la Croix-Mauduit gab ihren Falken der Zofe Bertha zu halten, um ihren Rosenkranz zu ergreifen. Hatte sie doch am Abend des vorhergegangenen Tages im Saale Dayron's eine und dieselbe Luft mit dem Menschenfresser von den Inseln geathmet.

»Kennst Du ihn, Spinnenbesen, kennst Du ihn?« fragte man den Zwerg von allen Seiten.

Fieràbras blähte sich stolz auf.

»Ich bin diesen Morgen unter seinem Mantel gereist,« antwortete er, »und wenn ich gewollt hätte, so hätte er mein Glück gegründet!«

Man schwieg, weil der eiserne Mann, dieser Dämon mit dem Engelsantlitze, an der Fronte der Volksmenge vorüberritt. Die Ritter Frankreichs und die von Chausey begleiteten ihn mit aller Feierlichkeit.

»Was thut er denn?« fragte Fieràbras, als er sich entfernt hatte.

»Er sieht so aus, als ob er die Krone mitten entzwei gebrochen hätte,« antwortete Castille, die Meiersfrau.

Es war so. Der Graf Otto hatte — mochte es nun Absicht oder Zerstreuung seyn — den goldenen Faden entzweigebrochen, der die Zinken und Zweige der Krone zusammenhielt. Seine Hand hielt noch die beiden vereinigten Hälften, als er den Herzog von der Bretagne und sein Gefolge begrüßte. Die bretagnischen Ritter schlossen sich seinem Zuge nicht an. Aubry ganz allein setzte zum großen Erstaunen seiner Mutter sein Pferd in gleichen Schritt mit dem des Grafen Otto.

Hatte Aubry den Blick erlauscht, welchen der sieghafte Graf nach der Estrade geworfen, auf der sich Bertha und Jeannine befanden?

Der Graf Otto langte bei den Stufen der Adeligen an. Einige Damen ließen ihre Schärpen wehen; das war doch das Wenigste, was man für einen Unhold thun konnte, der so wundervoll schön war. Der eiserne Mann benahm sich als galanter Mann, aber er gab seine Krone nicht her, sondern ritt immer vorwärts. Er machte unmittelbar vor der Estrade Halt, auf welcher die Gäste des Sire von Dayron saßen.

Seine Lanze schwenkte sich zu dreien Malen und im Winde entrollte sich das Fähnchen mit der Inschrift:

»Der Schönsten!«

Die adelige Schaar auf den Stufen und das arme Volk, das sich auf dem Strande drängte, war eins so neugierig als das andere, und beide hoben gleichzeitig ihre tausend Köpfe in die Höhe. Für wen sprach die Devise des Grafen? Endlich sollte man es erfahren.

Der Graf steckte in der That die Krone auf die Spitze seiner Lanze; die beredte Devise gab seiner Huldigung einen ganz bestimmten Sinn. Er verbeugte sich fast bis auf die Mähne seines Pferdes herab, und einen anmuthigen Kreis beschreibend führte die Lanze die goldene Krone ihrer Bestimmung zu.

»Sie gehört für Bertha von Maurever!« sagte die eine Hälfte der wackern Leute auf dem Strande.

»Sie gehört dem Mädchen des Stallmeisters Jeannin,« sagte die andere Hälfte.

»Sie gehört der Einen wie der Andern,« rief der Zwerg Fieràbras.

In dem Augenblicke, wo sie niederfallen mußte, hatte sich die Krone in zwei ganz gleiche Hälfte getheilt, wovon die eine am Schleier Bertha's hängen blieb, während die andere auf den Knien Jeanninens liegen blieb.

Das Fähnchen mit seinem vielsagenden Wahlspruch flatterte zwischen den beiden Jungfrauen hin und her.

---

*

XI.

Wie das Rennen von St. Sulpice endete.

Man fragte sich, warum sich der Herzog Franz von der Bretagne durch ein so geringfügiges Ereigniß so sehr in Aufregung bringen ließ. Der Herzog war auf dem Punkte auf den Grafen Otto loszustürzen. Was kümmerte ihn die originelle Huldigung, die in dieser Galanterie lag? Diejenigen dagegen, die aus Roz waren und den Waffenmeister Jeannin kannten, waren über seine Theilnahmlosigkeit höchlich überrascht. Jeannin liebte seine Tochter bis zur Abgötterei, und seine Ehrfurcht für Bertha, die Verlobte Aubry's, kannte keine Grenzen! Und doch blieb Jeannin unbeweglich im Sattel sitzen, so gleichgiltig und so ruhig, als ob Jeannine und Bertha für ihn fremd gewesen wären.

Der Zwerg Fieràbras hätte dem Volke allerdings über diesen Gegenstand einige Aufklärungen geben können; allein der Mundschenk eines Herzogs ist beinahe ein Staatsmann. Fieràbras fühlte wie die Diplomatie in ihm erwachte. Zum ersten Male in seinem Leben war er verschwiegen.

Eine neue Episode nahm jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Während die beiden Jungfrauen die Farbe wechselnd, mit niedergeschlagenen Augen, wie betäubt von ihrem zweideutigen Triumphe da saßen, war Aubry von Kergariou rasch vom Pferde gesprungen und schwang sich mit einem

Satze auf die Balustrade, welche die Stechbahn umschloß. Er ergriff rasch die Hälfte der Krone, die auf den Knien Jeanninens lag und vereinigte sie mit der andern Hälfte, die noch immer an Bertha's Schleier hing.

Der eiserne Mann hatte seinen Umzug im langsamen Schritt seines Pferdes fortgesetzt und erreichte das westliche Ende der Stechbahn, nachdem er noch ein letztes Mal zum königlichen Balcone hinaufgegrüßt hatte.

Jeannine rührte sich nicht. Ihre eben noch so rosigen Wangen waren weiß geworden wie die Leinwand ihres Mieders, das sich unter dem Pochen ihres kleinen Herzens hob. Bertha erröthete vom Busen bis zu den Wurzeln ihrer wundervollen blonden Haare. Jede der beiden Jungfrauen legte sich die Handlung Aubry's im entgegengesetzten Sinne aus. Jeannine dankte ihm im Herzen und unterdrückte den Ausbruch ihrer Dankbarkeit.

Bertha aber, die in ihrem Glücke war, ließ naiv ihre tiefe Freude sehen und wischte sich die Augen ab, die voll Thränen waren.

Aubry wollte keine Theilung. Aubry brachte ihr die volle Huldigung dar. Im Angesichte der beiden Souveräne, aller Ritter und der ganzen unermeßlichen Volksmenge hatte sich Aubry deutlich für ihren Ritter erklärt.

So verstand sie es, die arme Bertha. Ihr langes Leiden fand endlich in dieser unverhofften Freude ein Ende. Sie sah das Paradies einer glücklichen Liebe offen und glänzend vor sich liegen.

Und Bertha war doch schon so bleich geworden und hatte so viel geweint!

Aubry stieg die Stufen herab, schwang sich in den Sattel, und befand sich wieder mitten unter den bretagni-

schen Rittern, die sich eben in Bewegung setzten, um den zweiten Theil des Turniers zu beginnen. Es waren ihrer fünfzehn, die den Andern voranritten, der Herzog an der Spitze, um die Schilder zu berühren, die an den Pflöcken des königlichen Zeltes hingen. Aubry blieb mit diesen fünfzehn auserwählten Lanzen in gleicher Linie, obwohl er nicht dazu berufen worden war. Der Herzog gab ihm ein Zeichen zurück zu reiten, Aubry gehorchte nicht.

Ja noch mehr, — er ritt der Gruppe der herausfordernden Ritter vor und stieß mit der Spitze seiner Lanze gegen den Schild mit dem geschachten silbernen Kreuze. Madame Reine konnte, als sie dieses sah, einen Schrei nicht unterdrücken. Ihr Sohn hatte zum Kampfe den furchtbarsten aller anwesenden Kämpfer, den Grafen Otto von Beringhen, herausgefordert.

Den eisernen Mann!

Der Schild des Grafen Beringhen gab einen langhallenden Klang von sich. Bertha verlor ihre schöne Farbe wieder. Bertha wischte ihre Stirne ab, über welche der kalte Schweiß herabrann.

Der Herzog von der Bretagne machte es wie Aubry; seine Lanze stieß gegen den Schild des eisernen Mannes. Die andern Ritter wählten ihre Gegner nach ihrer Willkür. De Pleuc nahm sich den Sire von Laval, Goulaine wählte Estouteville, der nebenbei gesagt der Herr und Gemal jener umfangreichen Dame von Torcy war. Rieux nahm den Bastard von Bourbon auf sich, Coëtquen stellte sich gegen Comminges, L'Isle Adam gegen Nompar von Caumont, u. s. w.

»Gott's Ostern!« rief Fieràbras, »denn ich und der König wir schwören auf die gleiche Weise. Messire

Aubry macht keine Umstände! Seht nur ob er sich vor dem Herzog zurückgezogen hat!«

Aubry hielt in der That noch immer gegenüber von dem Schilde, trotz der Herausforderung des Herzogs Franz, die auf die seinige gefolgt war. Otto von Beringhen trat aus seinem Zelte. Er hatte die Wahl zwischen den beiden Herausforderern; allein diese Wahl konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Wie konnte er schwanken zwischen der Großthuerei dieses armen Kindes und der ernsthaften Herausforderung des Herzogs von der Bretagne? Otto zauderte in der That nicht, — er ließ den Herzog zur Seite und wählte das Kind.

Der Herzog war genöthigt den Schild Beaujeu's zu berühren.

Die Bretagner warfen ihre Pferde herum, um Raum zum Anlauf zu gewinnen. Es war ein schönes und wackeres Rennen. Diesmal waren, mit Ausnahme des kleinen Aubry, der seine Sporen noch nicht verdient hatte und den der Herzog von der Bretagne der allgemeinen Meinung nach in die Schule hätte schicken sollen, die sämmtlichen Herausfordernden, so wie Jene, die diese Herausforderung annahmen, vollendete Ritter. Die Aufmerksamkeit verdoppelte sich ringsum außer den Schranken; innerhalb der Umfriedung stellten sich Herolde, Grieswärtel und Stallmeister auf die günstigsten Plätze, um ja nichts von dem denkwürdigen Zusammenstoße zu verlieren, welcher stattfinden sollte. Das einzige Wesen in der ganzen Versammlung, welches keine Neugierde zeigte, war der Waffenmeister Jeannin. — Das war doch nicht zu glauben! — Jeannin, der wackere Kriegsmann, der sein ganzes Leben zwischen Schwerthieben und Lanzenstößen verlebt hatte, Jeannin, der tapfre Soldat, Jeannin, der obendrein in diesem Kampfe seinen Zögling, den einzigen

Sohn seines Herrn, betheiligt sah. — Jeannin blieb zur Seite, halb eingeschlafen in seinem Sattel, und so gleichgiltig gegen Alles was vorging, als ob das Turnier in einer Entfernung von hundert Meilen stattgefunden hätte.

Die Leute von Roz bemerkten dies wohl. Fieràbras lachte in den Kragen seines Wamses hinein.

Trotz seiner staatsmännischen Klugheit brummte er zwei- oder dreimal:

»Ihr werdet schon sehen! Ihr werdet schon sehen! Unser Onkel Jeannin ist nicht todt.«

»Meine Tochter Johanna,« setzte er hinzu, indem er sich mit lauter Stimme an die Gänsehüterin wendete, deren Stirn, Hals und Wangen scharlachroth wurden; »für Dich und deinen Ochsenknecht hat unser Herr, der König von Frankreich, dieses Fest gegeben. Dein Erstgeborner wird Sulpicius heißen nach dem Namen der Düne, und wenn Du Zwillinge bekommst, so wird der Zweite dem Erzengel zu Ehren Michael getauft werden.«

»Das Fräulein aus edlem Geblüte, welches die Krone, den Strauß oder den Kranz aus den Händen des siegenden Ritters bekommt,« sagte Dame Josepha de la Croix-Mauduit, »manchmal ist's auch nur eine gestickte Schärpe oder ein einfaches Kreuz, je nach der Laune desjenigen, welcher das Turnier veranstaltet, — also besagtes Fräulein muß, wenn ihre Erziehung nicht gänzlich vernachlässigt worden ist, sich erheben, erröthen, leise zittern und drei ungleichmäßige Verbeugungen machen, um die große Verwirrung kundzugeben, in welche sie diese unverhoffte Auszeichnung versetzt. Sie muß außerdem einige unverständliche Worte murmeln, wie sie die Aufregung entschlüpfen läßt. Auch ist's nicht schlecht, wenn sie die Hand vor die Augen hält, um sich vor dem

blendenden Glanz zu schützen, der auf sie eindringt. — Bertha und Meister Riberol, — ich rufe euer zweifaches und ehrliches Zeugniß an: Ist meine Mutter nicht all' diesen Erfordernissen pünktlich nachgekommen?«

Da Meister Riberol und die Zofe eben antworten wollten, schmetterten die Fanfaren an beiden Enden der Stechbahn. Die Erde erzitterte nicht unter dem schweren Hufschlag der Pferde, weil der nachgiebige Sand den Zusammenstoß dämpfte; aber es entstand ein gewaltiges Klirren von Eisen und der Wind trug zwei wirbelnde Staubwolken in die Höhe. Die beiden Reitergeschwader stießen in der Mitte des Kampfplatzes aufeinander. Es war wie ein gewaltiger Donnerstreich.

Fieràbras klatschte in die Hände, als er sah, wie zwei Bretagner und drei Franzosen auf den Boden flogen. Der Herzog hatte Beaujeu aus dem Sattel gehoben.

»Dort seht hin! dort!« rief der Zwerg, der seine beiden kleinen Arme gegen die Zelte der Bretagner ausstreckte; »das Turnier ist für heute geschlossen und wir werden jetzt ein anderes Schauspiel bekommen!«

Ein seltsames Ereigniß fand nun statt. Der eiserne Mann, der gegen Messire Aubry gerannt war, war dem Lanzenstoße seines jugendlichen Gegners ausgewichen, ohne ihn jedoch selbst anzurennen. Er sprengte zwischen Aubry und seinem Nachbar Coëtlogon hindurch, durchbrach die bretagnische Linie und anstatt dann umzuwenden, wie es die Andern thaten, sprengte er mit verhängten Zügeln auf das herzogliche Zelt los.

Bei dem Zelte befand sich Niemand als der Waffenmeister Jeannin.

Man konnte sehen wie Otto Beringhen im vollen

Laufe auf den armen, ehrlichen, nichts Arges ahnenden Jeannin zusprengte, ihn beim Gürtel ergriff, mit mächtigem Arm in die Höhe hob und quer über den Rücken seines kräftigen Pferdes legte.

Madame Reine und Jeannine stießen gleichzeitig einen Schrei des Schreckens aus. Allein dieser Schrei wurde erstickt unter dem gewaltigen Ruf, der sich aus den Reihen der bretagnischen Ritter erhob:

»Verrath! Verrath! Rettet den Herzog!«

Der Herzog? War es denn nicht der ehrliche Jeannin, welcher zu trinken verlangt hatte? Vielleicht war er es, der den Sire von Beaujeu so schön und regelrecht aus dem Sattel gehoben hatte.

Der Herzog! Bei Saint-Guinal, dem großen bretonischen Bischofe! Der herzogliche Thron würde in vielen Beziehungen bei dem Tausche nur gewonnen haben.

»Was ist denn das?« fragte der König ganz ruhig.

Er wußte besser als irgend Jemand was es war.

Die Volksmenge erhob sich in Masse. Inmitten ihrer Privatgeschäfte überrascht, fragte Jouanne wie der König:

»Was gibt's denn?«

Es entstand augenblicklich ein schreckenerregender Tumult. Wie viele Menschen erdrückt wurden, wissen wir nicht zu sagen. Gothon klagte später Mathurin fortwährend an, er habe das Gedränge benützt, um einen Versuch zu machen, sie zu ersticken. Der Esel Coticolle's, der Meiersfrau, wurde dergestalt in die Enge getrieben, daß er sich eine Brustkrankheit zuzog, von der er nie wieder vollkommen genas. Marcou und Gabillon halfen sich mit Kopfstößen fort, da sie ihre Arme nicht frei bewegen konnten.

»Berthe,« sagte Dame Josepha zu ihrer Zofe, »halte

mich im voraus, für den Fall, daß ich ohnmächtig werden sollte. Gib darauf Acht, daß der Falke, von diesem Lärm erschreckt, nicht auf und davonfliegt. — Sein Benehmen heute ist allerdings nicht tadellos gewesen und dennoch thäte mir's leid, wenn ich ihn verlöre. Ich glaube zu verstehen, daß der Herzog, unser Herr, zufolge eines Verrathes sich in Gefahr befindet; zieht euern Degen, Meister Riberol, und stürzt Euch ins Gefecht, tragt aber Sorge, stets zu sagen, daß Ihr im Dienste der Dame von La Croix-Mauduit steht.«

»Der Herzog! der Herzog! rettet den Herzog!«

Damen und Edelleute eilten auf die Stufen.

Der Mann, welcher bei dem Rennen die Rolle des Herzogs Franz von der Bretagne gespielt hatte, hob das Gitter seines Helmes in die Höhe und rief mit einer Donnerstimme:

»Bretagne! Malo! — Hierher, Bretonen!«

»Jeannin!« stieß Madame Reine erstaunt heraus.

»Mein Vater!« rief Jeannine.

Das Pferd des wackern Stallmeisters bäumte sich unter dem Sporn.

Der eiserne Mann ritt ein so kräftiges Pferd, daß er bereits mit seiner Last über die Einfriedung hinweggesetzt hatte. Er flog über die Dünen und sprengte gegen den Sanct-Michaelsberg zu.

Nun höre man was auf dem Kampfplatze einstweilen vorgegangen war. Die Ritter von Chausey hatten die östliche Hälfte des Turnierplatzes eingenommen, während der Zusammenstoß stattgefunden hatte. Die bretagnischen Ritter standen ihnen gerade gegenüber, als sie ihrem Herzoge zu Hilfe eilen wollten.

Jeannin griff zu seiner Streitaxt und hieb der Erste auf sie ein, er ritt über zwei Leichen hinweg. Als es den andern Kämpfern gelang, sich durchzuhauen, hatte Jeannin bereits einen Vorsprung vor ihnen. Man sah ihn über die normännische Düne dahinsprengen, und nach den Gesetzen der Perspective konnte Jeder glauben, daß er im Verhältniß zu dem eisernen Mann Terrain gewann.

Dunois und Jean de Rieux kamen auf die Idee sich an der Person des Königs eine Geißel zu nehmen, allein vor Ludwig XI. stand die schottische Garde wie eine eherne Mauer. Dunois und Jean de Rieux setzten zuerst über die Schranken hinweg, alle Bretonen folgten ihnen unmittelbar, indem sie auf dem Turnierplatze ein halbes Dutzend Todte zurückließen. Hinter ihnen verlief sich die Menge auf dem nassen Strande, der mit Wasserpfützen durchschnitten war, und ein seltsames Schauspiel war es, zu sehen, wie die mit einemmale über die unermeßliche Ausdehnung der Dünen zerstreute Menge gleich einer Flut gegen den Sanct-Michaelsberg zuwogte.

Die Flut kam von der Nordseite; das Meer verschlang so zu sagen den Saum der Sandküste. Der Wind, der sich um die Stunde der Flut erhoben hatte, hüllte jede einzelne Gruppe der Enteilenden in eine Staubwolke ein. Jeden Augenblick verschwanden auch Jeannin und der Graf Otto wie in einer Wolke, dann sah man sie wieder zum Vorschein kommen, immer noch in einer gewissen Entfernung von einander, die sich aber allmälig verminderte. Hierauf kam das Geschwader der bretonischen Ritter, hart aneinander geschlossen und von Jeannin durch etwa tausend Schritte getrennt. Dann war ein langer Zwischenraum, bevor man an die ersten Reihen des enteilenden Volkes gelangte.

Die Volksmenge eilte hastig vorwärts, freudetrunken

über ihre Kraft und ihr Geschrei, sie rannte wie jeder Volkshaufe, um zu sehen und um zu schreien. Französische Kriegsleute durchschnitten sie im Galopp ihrer Pferde, diese sprengten nach, um die Ritter von Chausey zu unterstützen, die eine krumme Linie beschreibend im Galopp dahin sprengten, um im Nothfall zur Unterstützung des eisernen Mannes, ihres Herrn, bei der Hand zu seyn.

Es war eine fürchterliche Verwirrung, voll Schmähungen, Klagen und Wuthgeschrei.

Von der Höhe seiner Estrade herab, der gänzlich leeren Arena den Rücken kehrend, sah der König Ludwig XI. dies Alles mit an. Einige Franzosen umgaben ihn. Man sprach kein Wort. Ruhig und beinahe lustig stützte der König die Hand auf die Schulter seines Gevatters Olivier le Daim. Die andern Schaugerüste hatten sich wie auf einen Zauberschlag geleert. Damen und Edelleute folgten dem Volksgedränge. Es blieb nicht eine Seele auf dem Strande, wo Karren und Pferde der Obhut Gottes überlassen blieben.

Das Geräusch erstarb. Das Geschrei: »Verrath!« verhallte. In dem Maße, als die Volksmenge sich verlief, wurde das dumpfe, ferne Brausen der steigenden See immer lauter und stärker.

Bald erschien die Reiterschaar dem Könige und seinen Gefährten unter dem Anblick einer Riesenschlange, die ihre Ringe in der Ebene entrollte. In der Mitte der Dünen kann freilich der Weg kein gerader seyn; tausend Hindernisse bieten sich dar, die man beseitigen muß. Der Graf Otto, das Haupt der Riesenschlange, machte gewaltige Biegungen. Jeannin, der jeden Fuß breit in den Dünen kannte, hoffte immer, daß der Graf Otto sich verirren und auf einen falschen Pfad gerathen würde, — allein seine Hoffnung wurde unablässig getäuscht.

Jeannin war genöthigt, ihm Schritt für Schritt zu folgen und er hätte den Weg mit keiner größern Sicherheit verfolgen können, als es der Graf Otto that. Genau auf denselben Stellen, über welche Jeannin und der Graf hinweggeritten waren, folgten, so wie die Reihe an sie kam, die Reitergruppe der Bretagner, dann die Ritter von Chausey, hierauf die Franzosen und endlich das athemlose Volk.

Die glühende Augustsonne beleuchtete für den König dieses lebendige Band, das sich unablässig durch Nachzügler verlängerte und das seine unermeßliche Linie auf dem kiesschimmernden Grunde der Dünen entrollte.

Der Graf Otto und Jeannin schienen sich zu berühren, so oft ihr Gesicht sichtbar wurde. Sobald aber irgend ein Wasserfleck sie zwang die Richtung zu verändern und ihr Profil zu zeigen, konnte man die Entfernung beurtheilen, die zwischen ihnen blieb. Jeannin gewann Raum, aber nur sehr wenig.

Das erste Wort des Königs war folgendes:

»Mein vielgeliebter theurer Vetter Franz muß sich sehr unbehaglich fühlen.«

Bei diesen Worten schwebte ein gutmüthiges Lächeln um seine schmalen und geraden Lippen.

Nach Verlauf weniger Minuten setzte er hinzu:

»Der Graf Otto ist ein tapferer Soldat!«

»Seht Ihr, Sire, seht!« rief Olivier le Daim, — »dort unten zeigt sich etwas Glänzendes, gerade vor dem Grafen.«

Der König erblaßte.

»St. Michael wird uns beistehen,« murmelte er, »der Graf Otto muß das Meer eben so gut steigen sehen, als wir.«

Das Meer stieg in der That in einer jener Wasservertiefungen, welche den Strand durchfurchten.

»Seht nur, Sire, seht!« sagte Meister Olivier noch einmal; — »dort unten auf der Düne rechts wird es schwarz; es sieht aus wie ein zweiter Volkshaufe.«

Der König zog das goldene Bildniß des Erzengels aus seiner Brust und küßte es.

»Die Pilger, die nicht bis hierher kommen wollten, um meinem Rennen beizuwohnen, sind aus ihren Zelten herausgekommen,« entgegnete er; — »das Schauspiel kommt jetzt zu ihnen. Gott sey Dank! — Der Graf Otto muß sie so gut sehen wie wir.«

In diesem Augenblicke veränderte der eiserne Mann plötzlich die Richtung seines Rittes; nach Verlauf von wenigen Secunden that Jeannin dasselbe, dann die Reiter, endlich die Volksmenge, die ganze Schlange bog sich. Ihr Kopf schien sich gegen ihren Schweif zurückzubiegen, und es sah so aus, als ob der Graf Otto seine ursprüngliche Absicht, den St. Michaelsberg zu erreichen, aufgebe und gegen das Festland zusprenge.

Er war bereits so weit weg, daß sein Pferd und er dem Könige nur mehr wie ein dunkler Punkt auf der Ebene erschienen. Der König sagte:

»Dieser Graf Otto ist mehr noch als ein tapferer Soldat, er ist ein schlauer Spieler! Er selbst hat dem Herzog Franz die Idee zu dieser Verkleidung beigebracht, um ihn von seinen Getreuen zu trennen. Wenn Franz, mein Bruder und Vetter, den Helm mit der Herzogskrone auf dem Kopf behalten hätte und von seinem Adel umringt geblieben wäre, so hätte man, um ihn fortzuschleppen, eine Schlacht in Reih und Glied liefern müssen. Ich kann aber keine

Schlacht leiden. — Allein dieser Jeannin ist gleichfalls ein zu fürchtender Kriegsmann. Er gewinnt Raum, — er kommt vorwärts!«

»Er kommt vorwärts,« wiederholte Olivier le Daim.

»Der Graf Otto,« fuhr der König fort, »wäre ein Mann dazu, um sich, im Falle es schief ginge, aus dem Herzoge Franz, meinem Bruder und Vetter, einen Schild zu machen; und doch habe ich ihm auf das ausdrücklichste befohlen, ihm nicht das Leben zu nehmen.«

Le Daim erbebte und sah seinen Gebieter an, der das heilige Bild des Erzengels wieder unter das Wams steckte.

Zwischen dem Turnierplatze und der Volksmenge breitete sich das Meer langsam wie ein Spiegel aus. Der König sagte wieder:

»Laß den Sammt von den Estraden wegnehmen, Olivier, mein Freund. Man nimmt die Leute nicht mehr aus, welche dort drüben sind. Ich werde mich nach dem Michaelsberge begeben, um was Neues zu erfahren.«

Ludwig XI. stieg zu Pferde und ritt, umringt von seiner schottischen Garde, den Strand entlang. In großer Eile riß man den Sammt von den Schaugerüsten weg. Das Meer strömte wachsend und geräuschlos über den Sand, höchstens mehre eine Viertelstunde von dem Turnierplatz entfernt.

Der König ritt lange Zeit, ohne zu sprechen; endlich berührte er mit dem Finger den Arm Le Daim's.

»Wenn es ganz schlimm geht,« sagte er mit leiser Stimme, »so wird der Graf Otto von den Rittern aus der Bretagne erschlagen werden.«

»Ihr setzt also voraus, daß Jeannin ihn einholt?« fragte der Barbier.

»Das Pferd des Grafen trägt zwei Männer. Nehmen

wir nun an, daß der Graf erschlagen wird, so bleibt alles wie es war. Ich wage nichts dabei.«

»Der Herzog von der Bretagne war bei dem Rennen im Vertrauen auf das Wort Ew. Majestät,« warf Olivier ein.

»Alles in Allem genommen,« erwiederte der König, indem er mehr auf seine eigenen Gedanken, als auf den Einwurf Meister Le Daim's antwortete, — »ist der Graf Otto ein verabscheuenswerther Heide. Ich werde seinen Leichnam an einen Galgen hängen lassen; das wird für Gerechtigkeit gelten und mein Vetter Franz wird dann wohl einsehen, daß der Unhold ohne mein Zuthun gehandelt hat.«

In diesem Augenblicke stieß der Zug Ludwigs XI. auf eine kleine Truppe, die aus einer alten Dame, einer alten Zofe und einem alten Stallmeister bestand, die alle Drei auf alten Pferden saßen. Außerdem waren noch zwei alte Hunde und ein alter Falke da. Die kleine Truppe machte Halt. Der alte Stallmeister sprang hastig vom Pferde und bog das Knie. Die alte Dame ließ in ihrer Verwirrung den Falken fallen. Die alte Dame stieg so wie ihre Magd ab; die drei Pferde standen auf ihren steifen Beinen mit vorgestrecktem Halse und herabhängenden Ohren. Die alte Dame machte einen Schritt vorwärts, warf einen Blick auf ihre Zofe und einen andern auf ihren Stallmeister, die Beide die größte Aufmerksamkeit zeigten; dann schnitt sie drei Reverenzen, die so scharf ausgeprägt waren, daß der König den Zügel seines Pferdes anzog.

»Sire,« sagte die alte Dame nach der dritten Reverenz und während ihr Gefolge gleichfalls die Huldigung leistete, »ich glaube Euch die Ehrenbezeigung des ersten Gra-

des leisten zu müssen, obwohl ich euer Gebahren gegen meinen Herrn, den Herzog, auf keine Weise billige. Diejenigen, die hier zugegen sind, werden den Rückhalt bezeugen, den ich bei diesem Vorkommnisse an den Tag gelegt habe, ich, Dame Josepha, Witwe von La Croix-Mauduit, die es nie unterläßt, Sire, zu Gott zu beten, daß er Ew. Majestät in seine gnädige Obhut nehme.«

»Gott segne Euch dafür, gute Dame,« sagte der König, welcher vorüberritt.

Dame Josepha setzte sich wieder in den Sattel.

»Ihr hättet, Meister Riberol, euer Knie näher beim Sattel beugen können,« sagte sie belehrend und nicht ohne einen Ueberrest von Aufregung. »Mein Fuß wäre beinahe ausgeglitscht, und ich frage Euch, so wie Bertha, der ich gleichfalls sogleich meine Bemerkungen machen werde, wie es ausgesehen hätte, wenn eine Dame von meinem Range vor dem Könige auf den Rücken oder in irgend eine andere unanständige Stellung gefallen wäre? Ich will zugeben, daß Ludwig von Frankreich ein mißrathener König ist und ein boshaftes Gesicht hat; allein nichtsdestoweniger bleibt er doch immer ein König. Ich denke, daß ich mir gegen ihn eben kein Blatt vor den Mund genommen habe. Möge es dem Himmel gefallen, daß meine bei dieser Gelegenheit entwickelte Festigkeit dem Herzog Franz von der Bretagne zu Guten komme. Nachdem ich Euch diesen Tadel habe zukommen lassen, Meister Riberol, gehe ich zu Bertha über und spreche zu ihr: Meine Freundin, man lernt in jedem Alter. Gib doch, ich bitte Dich, meinem Falken einen Puff von mittlerer Stärke oder, wenn Du lieber willst, so kneipe ihn, weil er die Faust verloren hat. Ich bin heute mit diesem Thiere höchlich unzufrieden. Die beiden Hunde und die drei Pferde

haben dagegen ihre Schuldigkeit so gethan, wie es sich gebührt. Bertha, meine Freundin, was Dich anbelangt, so weiß ich nicht, was die schottischen Garden von Dir haben denken müssen, aber deine Reverenz war in mehr als einem Punkte eine verfehlte. Nicht auf solche Weise, mein Kind, macht man dem Hause seiner Dame Ehre. Vergiß nicht morgen, wenn ich aufstehe, zu mir zu kommen, ich werde Dir zeigen, inwiefern deine Huldigung so Vieles zu wünschen übrig ließ. Nichtsdestoweniger bin ich erfreut, den König von Frankreich begegnet zu haben, und ich hoffe, er wird sich an mich erinnern.«

Die Leute in jener Gegend rechnen ungefähr anderthalb Meilen von der Düne St. Sulpice bis zum St. Michaelsberge, allein wenn man auf die gemachten Wege Rücksicht nimmt, so war die von dem Grafen Otto zurückgelegte Bahn eine viel beträchtlichere. Bevor das Meer die Gesammtfläche der Dünen bedeckt, dringt es in die Wasserfurchen und in die Vertiefungen des Flugsandes ein, die dann unwegsam werden, selbst für ein Pferd im Galopp. Man muß sich orientiren, oder so zu sagen laviren und gleich dem zwischen Klippen gerathenen Piloten den Durchweg suchen. In dem Augenblicke, wo der König die Estrade verließ, war der Graf höchstens eine Viertelstunde — in gerader Linie — von der Klosterpforte entfernt, allein die Flut bohrte sich wie ein Keil mit der Spitze zwischen ihn und das Pferd, und die Frage war nun die, wer es dem Andern an Geschwindigkeit zuvorthun würde: die Flut oder der Graf Otto.

In der That konnte es nur noch wenige Minuten dauern, dann sperrte das Meer jede Verbindung zwischen dem Berge und dem Festland ab.

Jene dunkle Linie, die der König noch vor Kurzem von

der Höhe seiner Estrade erblickt hatte, war ein anderer Volkshaufe, aber eben so dicht geschlossen und so zahlreich wie jener, der in der Ebene hin- und herwogte; es waren die Pilgrime, die aus ihrer Zeltstadt herauskamen, die Uferbewohner, die durch das seltsame Schauspiel dieses Rittes angezogen wurden, kurz Alles was seinen Herd nicht verlassen und dem Rennen nicht beigewohnt hatte.

Als der Graf Otto an dieser unbeweglichen Masse anlangte, die auch eine feindliche seyn konnte, hielt er den Herzog mit der linken Hand quer über den Sattel geworfen. Mit der rechten Hand zog er das Schwert. Die lebende Masse wartete und gab Raum.

XII.

Bruder Thürmer.

Jeannin schrie:

»Haltet den Heiden auf, wenn Ihr Christen seyd! Im Namen Gottes, kommt mir zu Hilfe!«

Aber das Schwert des Grafen funkelte in der Sonne. Die Volksmenge murrte, aber sie rührte sich nicht.

Der Herzog von der Bretagne, der in seiner Rüstung fast erstickte, wehklagte dumpf. Viele meinten, der eiserne Mann schleppe einen Leichnam fort.

In dem Maße, als der Ritt sich verlängerte, verminderte sich thatsächlich die Entfernung zwischen dem Grafen und Jeannin. Jeannin war vollkommen gut beritten. Er hatte das Pferd des Herzogs von der Bretagne. Dagegen vergrößerte sich zusehends die Entfernung zwischen dem wackern Stallmeister und den bretagnischen Rittern, die bereits um

mehr als tausend Schritte zurückgeblieben waren. Wenn er seinen Vortheil ersah, konnte Jeannin noch hoffen, den eisernen Mann zu erreichen. Das war die Hoffnung der Volksmenge, die einen erbitterten Kampf zwischen diesen beiden stolzen Kriegern witterte.

Trotz seiner außerordentlichen Stärke schnaubte das Pferd des Grafen dichten Dampf aus beiden Nüstern. Seine erschöpften Flanken pochten. Der Schaum, der vom Munde floß, war blutig. Der Graf trieb es noch mit der Stimme an und verschonte es mit den Sporen. Das Pferd Jeannin's, das feiner, rascher und nicht so belastet war, hatte schon zu Anfang des Rittes diesen Vortheil gehabt. Seine Anstrengungen wurden krampfhaft; es flog sprungweise; seine Flanken gaben dem Sporn nimmer nach.

Jeannin fühlte das; er rief:

»Steh, Verräther! Feigling! verfluchter Heide!«

Der Graf wendete sich um und lächelte. Er hatte das Visier hinaufgeschlagen, um seiner Stirne, die vom Schweiß triefte, frische Luft zu geben. Sein schönes, bleiches, ruhiges Antlitz schien der übermenschlichen Anstrengungen des Stallmeisters zu spotten.

Das Meer war auf den Dünen. Der vom Volke durchlaufene Weg war mit Wasser bedeckt und die züngelnde Flut verfolgte die Nachzügler.

In demselben Augenblicke, wo der Graf und Jeannin vor dem Berge anlangten, stürzte das Meer die Schaugerüste des Turnierplatzes um und schwemmte die losgerissenen Planken ans Ufer.

Die Mauern des Klosters wimmelten von Zuschauern, wie die Dünen um das Gestade. Man konnte diesen verzweifelten Ritt nicht begreifen und Jeder suchte die Lösung des

Räthsels. Wir können behaupten, daß in diesem Augenblicke weder im Refectorium noch in der Kirche ein Mönch zu finden war.

Der Graf Otto hatte um eine Minute den Pfad versäumt, der nach Ardevon zuführt. Er ritt nun um den Berg herum, um jenen zu erreichen, der sich gegenüber von Avranches befindet und sich zuletzt mit Wasser bedeckt. Als er denselben erreichte, war es nur mehr ein schmaler Streif trocknen Sandes. Während er über denselben dahinritt, strömte das Meer bereits zwischen den Beinen seines Pferdes hindurch. Das Pferd Jeannin's, welches auf Lanzenlänge folgte, hatte das Wasser bereits bis zur Achillessehne, — dann warf die See ihren Spiegel über die ganze Straße. Die Schaar der bretonischen Ritter, die nachkam, stand plötzlich vor einem Salzflusse, der breiter war als die Loire, und mußte umkehren.

Der Kampf stand also nur zwischen Jeannin und dem eisernen Mann bevor. Jeannin zog sein Schwert und schlug so stark er vermochte, mit der flachen Klinge das Pferd zwischen die Ohren; wüthend sprang es vorwärts. Ein zweiter Sprung wie dieser mußte es an die Seite des eisernen Mannes bringen.

»Vorwärts, wackrer Stallmeister!« schrien die Bretagner auf der andern Seite des Canals.

Sie zogen sich Schritt für Schritt vor dem siegreichen Meere zurück.

»Vorwärts! vorwärts! Jeannin! tapferer Mann! An der Treppe hast Du ihn!«

Zwischen der Düne und der Klosterpforte befand sich in der That eine Treppe, über die noch kein Pferd hinaufgeklommen war, als im Schritt und am Zügel geführt. Die

Treppe war noch obendrein verfallen und bot dem Trab des kräftigsten Renners Trotz.

Jeannin umklammerte bereits den Schwertgriff und schickte sich zum Kampfe an.

Der Graf Otto stieß zum ersten Mal seine Sporen in den Bauch des Pferdes, welches im Galopp auf die Felstreppe zuflog. Der Fels sprühte vier Funkenbüschel von sich.

»Macht auf im Namen des Königs von Frankreich!« rief zu gleicher Zeit der Graf mit weithin tönender Stimme.

Man sah wie die schwerfällige Pforte des Klosters langsam und als ob es ihr leid thäte, sich in ihren Angeln bewegte.

Das Pferd Jeannin's, fortgerissen von seiner Hitze, flog nun seinerseits das Felsgeländer hinauf. Gegen alle Erwartung hielt es sich mit den Hufen auf dem Felsen. Mit äußerster Anstrengung gewann er wieder ein paar Fußbreit Raum.

Jeannin hob das Schwert zum Hiebe.

»Drauf und dran, wackerer Kämpfer!« rief es von drüben.

Zum zweiten Male stieß der eiserne Mann die Sporen in die Flanken seines Renners, dessen breite Brust einen Klagelaut stöhnte. Sein Huf grub sich in den Felsen. Niederfallend schlug Jeannin's Schwert ins Leere.

Die Scene hatte nun folgende Zuschauer: das ganze Kloster, an allen Zinnen sah man die Mönche hängen, die Bretagner, die Franzosen, die Reisigen von Chausey, das Volk, das bereits an den Rand des Canals heranzukommen begann, und die Pilger, die über die Dünen zerstreut waren.

Zehntausend Herzen klopften mit angehaltenem Athem.

»Noch einen Satz, Jeannin! vorwärts! drauf und dran!«

So riefen zum letzten Male die Ritter von der Bretagne, die nicht im Stande waren, ihrem Herrscher zu Hilfe zu kommen. Ihrem Rufe antwortete eine dumpfe, gebrochene Stimme:

»Jeannin, rette mich und Du sollst Ritter werden!«

Es war der Herzog.

»Heiliger Erzengel,« flehte Jeannin, der aufrecht in den Steigbügeln stand, »leihe mir jetzt deine Flügel!«

Das weit offene Thor war nur mehr zehn Schritte entfernt. In dem Augenblicke, wo Jeannin, der die Mähne seines Pferdes mit geballter Faust festhielt, um sich besser nach vorne zu legen und zu treffen, mit dem Schwerte rückwärts ausholte, verschwand das Streitroß des Grafen mit seiner doppelten Last unter dem Thore.

»Zugemacht!« donnerte der eiserne Mann.

Das massive Thor schloß sich knarrend in seinen Angeln. Jeannin's Pferd rannte mit dem Kopfe gegen die eisenbeschlagenen Balken und stürzte todt hin, nachdem es sich drei- oder viermal überschlagen hatte.

Ein Schrei, ein einziger langgezogener Schrei erhob sich auf der andern Seite der Salzflut. Man sah Jeannin zwischen dem todten Körper des edlen Thieres und dem verschlossenen Thore. Jeannin lag auf dem Fels hingestreckt, blutend, leblos.

Das Meer war auf dem Höhenpunkte der Flut. Die letzten Strahlen der Abenddämmerung erloschen. Am reinen Himmel gegen Osten funkelten bereits einige Sterne. Die reiche Landschaft von Avranches versank schon in Nacht. Der St. Michaelsberg überragte, auf allen Seiten von Wasser umringt, den Ocean, traurig und einsam, aber stolz, und schien den toll anschwellenden Wogen fortwährend das erhabene Wort des Schöpfers zuzurufen: »Bis hierher und nicht weiter!«

Alles war ruhig in dem alten Steingebäude. Die Mönche sangen im Chor und in der Basilika ihre Psalmen. Die Kirche wurde bereits für die Feierlichkeit des nächsten Tages ausgeschmückt.

Am nächsten Tage sollte nemlich der König Ludwig XI. seine neue Ritterschaft unter den Schutz des Erzengels stellen. Der König war noch nicht zurück; man erwartete ihn jetzt erst, wenn das Wasser gefallen seyn würde.

Ueber derselben Stelle, wo zwei Stunden zuvor die unermeßliche Volksmenge sich herumtrieb, wälzte sich jetzt tief und schweigend die Flut. Das Wasser dehnte sich eine Meile weit zwischen dem Fuße des Berges und dem Ufer.

Das Thor des Klosters öffnete sich ohne Geräusch. Zwei Männer kamen zum Vorschein, die nur rückwärts durch die Lampe beleuchtet waren, welche in der Zelle des Bruder Pförtners brannte. Man hätte draußen den kahlen Scheitel eines Mönches und einen mit dichten blonden Locken bedeckten Kopf wahrnehmen können.

Der Lockenkopf ragte um einen halben Fuß über den Kopf des Mönches empor.

»Entweder muß ich mein Leben in einem unterirdischen Gefängniß schließen,« — flüsterte die leider ganz veränderte

Stimme des Bruders Bruno Plappermühle, »oder ich muß es mir gefallen lassen, daß jede Nacht ein Dämon kommt, mich an den Füßen zieht und sich auf meine Brust setzt. Das ist jetzt mein Loos, — ich darf nur wählen. Nicht viel fehlt, kleiner Jeannin, mein Camerad, so würde ich mich von der Höhe der Mauer herab ins Meer stürzen, wie jener arme Richardet von Plancoël, welcher dritter Kellermeister war und den man im Jahre 57 anklagte, daß er fünfzehn Bouteillen vom Tischwein des Abtes unterschlagen habe. Seinen Leichnam fand man nicht wieder, wohl aber die dreizehn Bouteillen in einem Winkel des Kellers. Nun ließ der Abt Messen für ihn lesen und Miserere singen von Weihnachten bis Ostern. Das erinnert mich, daß ich in meiner Jugend einen Ziegeldecker vom Thurm zu Bouffray herabstürzen sah und daß dieser Unglückliche —«

»Ehrwürdiger Bruder,« unterbrach ihn Jeannin, »Ihr habt versprochen mir ein Mittel zu lehren, um über das Wasser zu kommen.«

»Du lieber Gott, ich habe noch manch Anderes versprochen!«

Dann fuhr er an den Fingern zählend fort:

»Ich habe im Beichtstuhl versprochen nicht mehr zu sündigen; ich habe dem Herrn Abt versprochen, die Klosterpforte treu und redlich versperrt zu halten; und dann habe ich wieder jenem vermaledeiten Zwerge oder vielmehr seiner gespenstischen Spukgestalt versprochen, Dir dieselbe Pforte nächtlicher Weise zu öffnen. Geh nur, geh, kleiner Jeannin; was mir geschehen wird, läßt sich nicht ändern. Mir einen Dienst erweisen, wäre gerade so als ob man mir einen Stein an den Hals hinge und mich ins Meer würfe.«

»Alles wird aufs Beste gehen, ehrwürdiger Bruder,« entgegnete Jeannin, »und mein Herr, der Herzog, wird Euch glänzend belohnen. Wo kann ich den Nachen finden?«

»Dort unten, unterhalb der Stadt, an dem viereckigen Thurme. — Wirst Du mir nicht erzählen, mein Sohn, ob das Turnier schön war?«

»Und hat die Kette, welche den Nachen hält, kein Schloß?«

»'S ist nur ein Strick und ein Knoten. Heiliger Schutzpatron! — Noch nie habe ich ein Pferd bis zum Thurm heraufkommen gesehen. — Ich werde diese Geschichte lange Zeit erzählen. Aber werde ich denn auch noch eine Woche leben? — Ich habe Dich für todt gehalten, als Du da heraußen auf dem Felsen lagst, — und 's war einiger Grund vorhanden es zu glauben, behaupte ich! Der verwünschte Graf schrie, als er hereinsprengte: »Thut dem nichts zu Leide, der da draußen liegt; 's ist der tapferste Kriegsmann, den ich in meinem Leben getroffen habe.« — Wem wär's denn eingefallen, Dir was zu Leide zu thun? Weißt Du was dem Martel Legris geschah, aus dem Feigendörfchen ober Nantes? Seine Stute bekam den Koller, weil sie zu jung geworfen hatte, und rannte eines Abends gegen die Ausfallthür im Schlosse Clisson. Martel kam eben vom Jahrmarkte heim, der, ich weiß nicht mehr wo, gehalten wurde, da unten wo, in der Gegend von Guérande; er hatte ein Glas über den Durst getrunken, obgleich sein Vetter Luc, den man Lucas du Bout-des-Landes nannte, noch drei- oder viermal mehr besoffen war als er. Es war derselbe Lucas, der zu der Mutter des Peter Himmel, des Wagnermeisters von Gryon, welcher Jeannette Doël, die leibliche Nichte des

Pfarrers von Savenay, geheirathet hatte, eines Morgens sagte: »Perrette, liebe Gevatterin —«

Frater Bruno hielt inne, um sich selbst zu fragen:

»Jetzt weiß ich nicht, war es sie oder ihre Schwester, welche Perrette hieß? Denn sie hatte eine Schwester, ja sogar zwei Schwestern, wenn man die kleine Hinkende rechnet, die eigentlich aus der zweiten Ehe war.«

Jeannin war über das Felsgeländer hinab gestiegen. Er suchte den Nachen an dem viereckigen Thurm. Frater Bruno folgte ihm eilig von weitem. Jeannine hatte frisches Wasser über seine Quetschungen gegossen und seine schwerfällige Rüstung mit einem bequemen Leder-Koller vertauscht. Er fühlte sich wohl und geneigt wieder von vorn anzufangen.

»Ehrwürdiger Bruder,« sagte er, »hier ist die Barke. Binnen zwei Stunden werde ich, so es Gott gefällt, wieder zurück seyn.«

»Wenn es Gott gefällt, mein theurer Freund; Du thust wohl daran, dies zu sagen, denn die Barke ist nicht im besten Stand und die Strömungen sind gewaltig. — Die kleine Hinkende hatte Geist für Viere. Als sie auf dem Punkte stand zu heirathen — — He! nicht so geschwind, Jeannin, die Strömungen haben ihre Richtung verändert, seit der Zeit, wo Du Hirt warst! Laß Dir doch sagen —«

Der Waffenmeister von Madame Reine war in die Barke gesprungen; bereits ertönte der erste Ruderschlag.

»Ich werde die Strömungen benützen, wo sie sind, ehrwürdiger Bruder,« entgegnete er, »haltet Euch binnen zwei Stunden bereit.«

Zwischen dem Berge und der Küste von Avranches ist das Meer ruhig wie ein Teich, allein die Ueberfahrt bietet zur Zeit der Flut doch einige Gefahren wegen den Strömun-

gen auf der Oberfläche so wie unter dem Wasser, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Jeannin hatte tüchtige Arme und ein wackeres Herz. Nach Verlauf weniger Minuten suchte Frater Bruno vergebens den Nachen im Dunkel der Nacht. Er ging in seine Zelle hinauf mit den Worten:

»Ja, gewiß, sie hatte Geist für Viere, und ohne sie würde ihr Mann, der Einfaltspinsel Fougeroux, nie sein Glück gemacht haben.«

Er trat in seine Zelle, nachdem er die Pforte verschlossen hatte. Einen Augenblick blieb er stehen, ohne zu sprechen, um auf das Geräusch zu horchen, welches aus dem Innern des Klosters kam. Die Mönche verhielten sich still, aber die Reisigen lachten und plauderten in der Rüstkammer, die ober der ersten Stiege sich befand.

»Sie rechnen auf die Flut,« dachte Bruno. »Es stehen nur zwei Schildwachen und die Nacht wird eine sehr dunkle werden.«

Er setzte sich neben seinem Lager nieder und stützte den Kopf auf beide Hände.

»Als ich diesen Morgen einen Augenblick eingeschlafen war,« sagte er, »sah ich den Zwerg Fieràbras im Traume. Was würde geschehen, wenn ich das nicht thäte, was ich ihm versprochen habe? Ich kenne mehr als hundert ähnliche Geschichten, die alle schlecht ausgehen. Ich habe es versprochen und werde es halten; der kleine Jeannin wird mir im Falle eines Unglücks zu Hilfe kommen.«

Die Thurmzelle hatte zwei Gemächer, wovon das zweite in Zeiten der Gefahr als Wachstube diente. Frater Bruno stand auf und öffnete die Fallthür, welche die beiden Zellen schied.

»Werden sich Alle da drinnen verstecken können?« brummte er.

Zwei Stunden verstrichen. Das Geräusch in der Rüstkammer hatte aufgehört. Söldner und Mönche schliefen.

In diesem Augenblick glaubte die Wache, welche auf dem östlichen Vorwerk stand, in der Ferne das Geräusch von Rudern zu hören. Der Kriegsmann blickte scharf in die Ferne, sah aber nichts. Das Geräusch wurde schwächer und hörte endlich ganz auf.

Einige Augenblicke darauf glaubte die Schildwache am Fuße des Felsgeländers Eisengerassel zu hören. Sie rief: Wer da? — keine Antwort. Schatten glitten durch die dunkle Nacht dahin. Die Schildwache legte die Armbrust an die Schulter und schoß. Der Bolzen sprang von den Steinen des Felsens ab.

Die Klosterpforte öffnete sich. Die Schildwache dachte: »Dieser alte Narr, der Frater Bruno, macht wohl gar noch Spazirgänge in Nacht und Nebel; da wird er sich einmal den Hals brechen.«

Man kam, um den Soldaten abzulösen. Er sagte kein Wort von seinem Abenteuer.

Zwei Stunden vergingen abermals. — Im Meere hatte die Ebbe begonnen. Der Mond im letzten Viertel stieg hinter den Hügeln von Avranches herauf. Von der Höhe der Bollwerke konnte man alsbald eine dunkle Masse ausnehmen, die sich über die Dünen heranbewegte. Die dunkle Masse ward immer größer und zeigte sich immer deutlicher, — es war eine zahlreiche Truppe von Bewaffneten.

Der König Ludwig XI., umringt von seiner schottischen Garde, hielt gegen ein Uhr in der Nacht seinen Einzug auf dem St. Michaelsberge. Er erkundigte sich sogleich auf's an=

gelegentlichste um das Befinden seines Bruders und innigstgeliebten Vetters, des Herzogs Franz von der Bretagne.

Bei Anbruch des Tages finden wir den Frater Bruno Plappermühle stehend und vollkommen munter in seiner Thürmerzelle. Er war allein. Wenn sich während der Nacht wirklich Jemand in der Wachstube versteckt hatte, so blieb von diesem Factum keine Spur. Als der König angekommen war, war ein großer Tumult entstanden. Während länger als einer Stunde hatten Reisige und die Bogenschützen der schottischen Garde alle Zugänge vollgepfropft. Wenn so ein Zudrang in der Nacht in einer Festung stattfindet, so können sich leicht einige Eindringlinge mit einschleichen, vorausgesetzt, wenn sie schon früher in der Nähe des Hauptthores sich aufgehalten haben.

»Schön! schön!« sagte der ehrliche Frater, indem er sich vergnügt die Hände rieb, »jetzt bin ich weiß wie der Schnee! Sind sie hier oder anderswo? — Ich weiß es nicht! — Sie können ja mit dem Könige hereingekommen seyn, — ich kenne nicht jeden Tagdieb, der hinter dem Könige drein zieht. — Ich hüte nur das Thor, — die Stiegen gehen mich nichts an. Wenn sie da oben in meiner Zelle sind, Jarni Dieu! — mein Gewissen ist rein! was kümmert's mich?«

»Abscheulicher Normanne!« unterbrach er sich selbst, ohne daß er es boshaft gemeint hätte.

»Warum Du selbst!«

»Brauchst Du denn »Jarni Dieu« zu fluchen, wenn Du was sagst?«

»Jarni Dieu ist kein Fluch, mein Püppchen, wenn Du aber willst, so sage ich schlechtweg Jarni. Ich mache Dir dies Zugeständniß, um Dich nicht böse zu machen.«

»Und Du gedenkst dabei mit heiler Haut davonzukommen?«

»Ja, mein Kind, — der vermaledeite Zwerg wird mich in Ruhe lassen, weil ich mein Versprechen erfüllt habe, und weder Prior noch Abt können mir jetzt beweisen, daß ich das Thor jemand Anderem als dem Könige und seinem Gefolge geöffnet habe.«

»Schön! schön! prahle nur nicht zu sehr, — hast Du denn die Geschichte vom Barbier des Königs Midas vergessen?«

»Diese Geschichte habe ich nie gewußt.«

»Willst Du, daß ich sie Dir erzähle?«

»Mit Vergnügen.«

»Der König Midas —«

Hier erzählte der Bruder Bruno getreulich sich selbst die Geschichte vom König Midas und von seinem Barbier, die er vergessen hatte. Er erzählte sich diese Geschichte, um sich selbst zu beweisen, daß die verborgensten Dinge am Ende doch entdeckt werden können. «

»Der König Ludwig ist wie Midas,« sagte er endlich, »er hat einen Barbier.«

»Nimm Dich in Acht, Unglücklicher!«

»Ich weiß, mit wem ich rede. Du wirst mich in keine Verlegenheit bringen wollen. Uebrigens habe ich ja nicht gesagt, daß der König Ludwig Eselsohren hat.«

Er stemmte die Ellbogen aufs Knie und nahm eine vertrauliche Miene an:

»Du weißt also nicht,« sagte er, die Stimme dämpfend.

»Was denn?«

»Du wirst lachen, wenn Du gern gute Geschichten hörst.

Ich bin derjenige, der diese Nacht dem Könige den Wein gebracht hat, weil der Bruder Martin schlief.«

»Weiter.«

»Ich habe den König gesehen. Ist's denn möglich, daß es Leute gibt, die solchen Eigenheiten unterworfen sind? Rath' einmal, was der König that.«

»Sag's, so werd ich's wissen.«

»Der König plauderte.«

»Mit wem?«

Bruder Bruno brach in ein lautes Lachen aus und sagte inmitten seines krampfhaft lustigen Schluchzens:

»Mit dem König, mein Herzensjunge! — der König plauderte mit dem König.«

Er wälzte sich vor Lachen auf seinem Lager.

»Je nun,« sagte er, indem er plötzlich vom Lachen aufhörte, »er wird es eben sehr unterhaltend finden.«

»Zum Henker! bedenke nur, — ein Mensch, der allein ist!«

»Hast Du es denn noch nicht bemerkt, mein alter Freund, daß Du selbst Dich oft mit Dir selbst in zwei Stunden langen Gesprächen unterhältst?«

»Ich?« rief Bruno aus, aufs Lebhafteste verletzt.

»Ja, Du selbst!« entgegnete Bruno strenge, »ich habe Dich mehr als zwanzigmal dabei überrascht und ich fordere Dich auf, mehr christliche Nächstenliebe zu zeigen. — Thu mir jetzt den Gefallen und geh schlafen.«

Niedergeschlagen legte sich Bruno zu Bette, indem er dachte:

»Alter Schelm! das bringe ich Dir ein!«

Eine Stunde guten Schlafes heilte seinen Groll und als

er wieder aufstand, war jede Galle verschwunden. Beide, nemlich Bruno und Er, plauderten, als gute Cameraden, miteinander, bis zu dem Augenblicke, wo man zur Refectio (Frühstück) läutete, und da waren sie so einstimmig, daß sie beide sagten:

»Ich glaube, heute werden wir schöne Geschichten sehen.«

XIII.

Die Sanct Michaelsritter.

Der König war allein und redete mit sich selbst.

Der König stand seinen entrollten Pergamenten gegenüber. Er schrieb, löschte wieder aus, — sprach, — und betete. Das Bild des heil. Michael lag vor ihm auf dem Tische, wie Tags zuvor in seinem Zelte. Der Tafelaufsatz fehlte. Der König mißtraute fortan seinem Tafelaufsatz.

»Ich habe geglaubt,« sprach er vor sich hin, »der heil. Erzengel Michael würde dem Unhold den schlimmen Gedanken einflößen, meinem lieben Vetter den Hals umzudrehen. Ich hätte meinen Vetter gerächt, indem ich das Haupt des Unholds hätte fallen lassen und der St. Michaelsorden wäre nicht durch die Aufnahme dieses schwarzen Heiden besudelt worden. Wir müssen jetzt darauf denken, Alles auf's Beste einzuleiten.«

Seine Feder tauchte sich ins Tintenfaß.

»Der Artikel III.,« fuhr er fort, »besteht zu Ehren des Erzengels; er gebietet, das Bildniß desselben zu allen Zeiten und an allen Orten zu tragen. Ich hoffe, der h. Erzen=

gel wird mir für diese Aufmerksamkeit Dank wissen. Ich gehe zu Artikel VIII. über, der vor allen anderen wichtig und gewichtig ist: »Die Ritter können keinen Krieg unternehmen. noch sonst eine großartige und gefährliche Unternehmung wagen, ohne dieselbe früher der Mehrzahl der genannten Ritter zu wissen zu machen.«

»Ich hatte geschrieben: »Ohne es dem Könige zu wissen zu machen,« — unterbrach sich Ludwig XI. — Doch das ist dasselbe und erregt nur Verdacht, um so mehr als der Artikel IX. ausdrücklich besagt: »Die Ritter können weder einen Krieg noch eine weite Reise unternehmen, ohne Abschied und Erlaubniß vom Könige.« — Genügt das, um das Ungeheuer im Zaum zu halten? — Das Ungeheuer würde mit den Zähnen das Gebiß zerbrechen, wenn ihm der Druck desselben zu weh thäte.«

Es war eine große gewölbte Kammer, in deren Mittelpunkt sich ein sechswändiger Knauf von durchbrochener Arbeit herabsenkte. Seit der ersten Reise Ludwigs XI. nannte man sie die Kammer des Königs. — Das schwarze, geschnitzte Getäfel trug auf allen vier Seiten des Wappen Frankreichs. Die ersten Strahlen der Sonne fielen schief durch die Scheiben der Glasfenster, ließen das Licht seiner Lampe erbleichen und wafen einen phantastischen Reflex auf das gallsüchtige Gesicht des Herrschers. Er arbeitete und kümmerte sich nicht im mindesten darum, ob seine Lampe oder die Sonne seine Arbeit beleuchtete.

Die Morgenglocke ertönte. Er bekreuzte sich aus Gewohnheit und fuhr fort zu arbeiten.

Gegen sechs Uhr öffnete sich die Thür leise und Meister Olivier Le Daim, der einen leisen und verstohlenen Tritt hatte,

wie die Katzen, trat ein, ohne das mindeste Geräusch zu machen. In der Hand trug er den Schleifstein und das silberne Rasirbecken. Unter dem Arm hielt er die Schachtel mit den Rasirmessern. Er trat hinter den König und blies die Lampe aus.

»Guten Morgen, Gevatter,« sagte der König, »wir hatten gestern einen schönen Tag. Mit der Gnade Gottes, mit dem Beistande der heiligen Jungfrau und der Fürsprache des hochheiligen Erzengels Michael werden wir heute das so glücklich begonnene Werk fortsetzen. Was macht der Herzog?«

»Er trinkt.«

»Und der Graf Otto Beringhen?«

»Er schläft.«

Der König hielt seine Wangen hin, welche Meister Olivier alsogleich mit Seifenschaum bedeckte.

»Gevatter,« fuhr Ludwig XI. fort, »hast Du jene unvergleichlichen Gefängnisse besucht, die in den puren Fels unter den Grundfesten dieses Klosters eingehauen worden sind? glaubst Du, daß der deutsche Hexenmeister mit all seinen Zauberkünsten aus einem solchen herauskommen könnte, wenn er einmal darin wäre?

Meister Le Daim fuhr mit dem Rasirmesser auf seiner flachen Hand hin und her.

»Sire,« entgegnete er, noch ganz verdutzt von dem, was er Tags zuvor auf den Dünen gesehen hatte; »meine Ansicht ist die, daß ein menschlicher Arm nicht im Stande gewesen wäre, den Herzog Franz in voller Waffenrüstung aufzuheben und ihn, als ob er ein Kind gewesen wäre, über die Sattelcroupe zu legen. Um den Grafen Otto Beringhen ge=

fangen zu halten, bedarf es ganz was Anderes als Steinmauern.«

Das Rasirmesser fuhr kreischend über den gelblichen, steifen Bart Ludwigs von Valois.

»In diesen guten, starken Kerkern,« fuhr er fort, ohne daß er sich die Mühe genommen hätte, den unterirdischen Käfigen den mindesten mildernden Beinamen zu geben, »gibt es auch tüchtige Eisenringe, die mit aller Sorgfalt eingemauert sind. Wenn man nun ein als tüchtig erprobtes Halsband um den Hals eines Gefangenen, das Halsband an eine Kette von entsprechender Dicke und die Kette an den Ring festschmiedete, so dünkt mir, daß ein solcher Gefangener wohl der frischen Luft und der Sonne auf ewig Lebewohl sagen könnte.«

»Geruhen Ew. Majestät die andere Wange herzuhalten; — mir für meine Person kommt es so vor, als ob der Athem des Unholds das Eisen durchfressen würde wie eine Feile, und daß ein von ihm gesprochenes Zauberwort den Berg in seinen Grundfesten erschüttern würde.«

»Was sagen unsere Ritter?«

»Die Ritter sprechen ganz leise die Worte »Schmach« und »Verrath« aus.«

»Was würdest Du thun, Gevatter Olivier?«

»Der König ist barbirt, — ich würde die Ritter reden lassen, oder ich würde diesen Grafen Otto dem Henkerbeil des Meisters Tristan überliefern.«

Ludwig XI. faltete vor dem goldnen Bildniß des heil. Michael beide Hände.

»Mächtiger Erzengel,« betete er, »erinnere Dich in dieser Stunde gnädig der demüthigen Ergebenheit und Andacht,

die ich gegen Dich stets an den Tag gelegt habe. Dein glorreicher Name ist in all dieses hinein verwickelt und Du bist geradezu bei der Ehre der Ordens interessirt, der mit Anrufung deines heiligen Namens so eben gegründet wird. Ich habe mich des Heiden bedient, um das Werk zu fördern, dessen Vollführung mir Got anbefohlen hat. Wenn der Heide vom bösen Geist unterstützt wird, wirst Du mich ohne Schutz gegen ihn lassen? Ich bitte Dich, hochheiliger Erzengel, wende deine Blicke auf mich und sieh, in welch' großer Noth ich bin, um deinen Orden und deine Bruderschaft von dem unreinen Gemengsel frei zu machen, das der Satan hineinbringen will. Erhöre mich in Gnaden, so Du willst, und ich werde hundert Goldthaler in den Opferstock deiner Kirche legen. Amen!«

»Amen!« wiederholte Le Daim, der eben wieder eintrat und auf seinem Arme das prachtvolle Großmeistergewand trug, welches der König anziehen sollte.

. . . .

. . . .

Die Glocken des St. Michaelsberges ertönten mit vollem Klange. Der Ostwind trug gleich einer Antwort aus der Ferne das Glockengeläute von der Stadt Avranches herüber. Es war die Stunde des Hochamtes. Die See befand sich auf dem tiefsten Punkte der Ebbe. Der Sand der Dünen verschwand buchstäblich unter der dichten Volksmasse, die von allen Seiten auf den St. Michaelsberg zu wanderte.

Seit dem feierlichen Tage, wo der brudermörderische Herzog Franz I. gekommen war, um vor dem Altar der unvollendeten Kirche zum ersten Male für seinen Frevel Kirchenbuße zu thun, waren zwanzig Jahre verstrichen, zwanzig wohlangewendete Jahre; die damals erst halb voll-

endeten Gallerien zogen jetzt ihre Linie um die ganze Kirche herum und das geschlossene Gewölbe spannte seine kühnen Spitzbogen über das Schiff der Kirche. Und doch blieb noch Vieles zu thun übrig.

Der Chor war noch nicht beendet. Die Arbeiten, die man eben einige Monate zuvor wieder aufgenommen hatte, ließen hinter dem Altare eine weite Oeffnung. Für die Feierlichkeit war diese Oeffnung mittelst Rahmen verdeckt, die man mit Sammt überzogen hatte.

So sonnig der gestrige Tag gewesen war, so trüb und düster war der heutige. Der Ostwind bringt immer am zweiten Tage vom Meere her Regen. Der Himmel hatte sich mit dicken Wolken bedeckt und seit dem Morgen regnete es wie bei der Sündflut.

Die Verkleidungen der Kirche waren auf einen Augusttag, voll Sonnenschein und Licht, berechnet worden. Von einem Pfeiler zum andern hatte man das ganze Kirchenschiff entlang schöne Draperien von dunklem Roth gespannt, in deren Mittelpunkt der St. Michaelsorden in Gold mit erhobener Arbeit eingestickt war; in der Mitte des Gewölbes war eine himmelblaue zeltartige Decke, übersäet mit goldenen Lilien, die an diesem Firmament die Sterne zu seyn schienen. Der violett ausgeschlagene Chor war mit silbernen Muscheln bedeckt, die eine mit der andern durch doppelte Nesteln verbunden waren. Auf dieser Draperie erhob sich hinter dem Altare, in schwerer, erhobener Arbeit gestickt, das Bild des Erzengels, wie er auf seinem Felsen steht.

Auf dem Hochaltare befand sich, — so hatte es der König gewollt, — nichts als die beim Gottesdienst gewöhnlichen Kerzen. Das Licht sollte von oben hereinfallen. In

allen übrigen Theilen der Kirche sah man nur die sogenannten ewigen Lampen brennen, die vor dem Bildnisse der Gottesmutter hingen.

Es war wie eine Nacht. Das riesige Kirchenschiff war mit einem feierlichen, geheimnißvollen Dunkel erfüllt.

Der Erzbischof von Sens hielt das Hochamt unter Assistenz der Bischöfe von Amiens und Coutances. Auf den Sitzen befanden sich in Pontificalibus die Erzbischöfe von Rheims und von Rouen mit den Bischöfen von Troyes, Autin und Chartres, der Erzpriester von St. Genovefa zu Paris, die Aebte von St. Germain-des-Près, Citeaux, Chaulny und Arvet-en-Grâce; — der Abt des St. Michaelklosters, der sechsundzwanzigste seit der Gründung, saß auf einem thronartigen Stuhle zwischen seinen beiden Prioren, rechts vom Hochaltar. Hinter den Prälaten reihte sich das schwarze Heer der Priester und Mönche an.

Die Orgel mit dreifachem Register, ein Geschenk des Königs Ludwig, der nicht wußte, wie er seinem Lieblingspatron genug Ehre anthun konnte, ward zum ersten Male gespielt und warf ihre tiefen, gewaltigen Klänge gegen die Mauern, die von diesem ungewohnten Schall erbebten.

Die St. Michaelsritter befanden sich im Mittelpunkte des Kirchenschiffes, da sie das Recht des Eintritts in den Chor nicht früher als nach dem Einweihungshochamte besaßen. Sie trugen das reiche, schöne Costüm, welches wir bereits beschrieben haben. Der König stand an ihrer Spitze, den Hut auf dem Kopfe, hinter ihm die Prinzen von Geblüt, die bereits Ritter waren, und hinter den Prinzen die hohen Barone, die berufen waren, den Orden zu erhalten. Hinter ihnen folgten die Offiziere des Ordens, angethan mit

dem langen Talare von weißer Seide, mit jener Verzierung, die in der Heroldskunst Vair (Eisenhütlein) heißt, auf dem Haupte den scharlachrothen Hut. Ringsherum stellten sich die Bogenschützen der schottischen Garde und eine dreifache Reihe von Reisigen auf. Der übrige Theil des Kirchenschiffes gehörte den geladenen Edelleuten, den Schöffen von Avranches und sonstigen Würdenträgern jeder Art. Die Damen im größten Putz erfüllten die Gallerien.

Es waren, wohlverstanden, nur Franzosen und Französinnen zugegen.

Der Chor blieb beinahe leer auf jenem Theile, der sich rechts und links vom Altar hinzieht. Dieser Platz war dazu bestimmt, um auf denselben die Ritter zu stellen, wenn sie das Absingen der Vesper anhören mußten. Ihre Stühle erwarteten sie. Ober jedem Stuhle hing an der Mauer der Schild mit dem Wappen des Ritters, welcher denselben einnehmen sollte. Vor jedem Schilde sah man Helm und Helmzier. Die Statuten des Ordens erheischten es so.

Bis zum Offertorium stand der Waffenkönig Montjoye vor Seiner Majestät. Nach dem Offertorium trat Montjoye seinen Platz dem Ordensherold des St. Michaelberges ab.

Gleich nach der Aufwandlung schwieg die Orgel und der Erzbischof von Sens verfügte sich auf seinen Sitz.

Der König sprach:

»Somit habe ich, so es Gott genehm ist, den Orden des hochheiligen Erzengels Michael gegründet und eingesetzt.«

Die Chorsänger wiederholten, ohne zu psalmodiren, das Veni, sancte Spiritus.

»Gott ist das genehm, was zum Schutze seiner heili-

gen Kirche geschieht,« antwortete der Erzbischof von Sens lateinisch.

Der König fuhr französisch fort:

»Der heilige Name Gottes sey gebenedeit, jetzt und in Ewigkeit.«

Er wendete sich gegen die Prinzen von Geblüt, die hinter ihm standen. Der Herzog vor Guyenne, der Bruder des Königs, trat einen Schritt vor. Er hielt seinen Ordensbrief in der Hand.

»Monseigneur,« *) sprach er mit lauter Stimme (die Prinzen von Geblüt gebrauchten niemals das Wort Sire)— »ich habe euren Brief eingesehen und erkenne denselben als eine Gnade und Gunst von Euch und den hochehrenwerthen Brüdern und Genossen des würdigen und ehrenreichen Ordens vom hochheiligen Engel St. Michael; ich bin in diesen Orden und in diese Brüderschaft freundlichst aufgenommen worden, wodurch ich mich höchlich beehrt fühle, ich habe denselben ehrfurchtsvoll und mit Freuden empfangen und angenommen und danke Euch dafür so sehr, als ich es nur immer vermag. Auch stelle ich mir vor und mache mich anheischig, mit steter Bereitwilligkeit zu gehorchen und zu thun, wenn es der Orden gebietet, Alles, was ich nur immer kann und soll.«

Der König antwortete ihm, wobei er die Ordensstatuten in der Hand hielt, um seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, denn die Formeln waren streng.

»Wir und Unsere Brüder und Ordensgenossen haben durch den Ruf Kunde erhalten von Euch, von eurer großen

*) Wörtlich nach dem mehrerwähnten Manuscripte.

Wackerheit, euren Tugenden und Verdiensten; wir hoffen, daß Ihr dabei verharren und dieselben noch vermehren werdet zu Ehren des Ordens und zu eurem eigenen Ruhm und Lobe, und derowegen haben wir Euch, so's Gott genehm, für ewiglich zum Bruder und Genossen dieses Ordens und dieser bruderfreundlichen Ritterschaft gewählt, weswegen Ihr die Eide zu leisten habt, die daraus hervorgehen. So sollt Ihr wissen, daß Ihr ehrlich mit aller Kraft zu schützen, zu wahren, zu hegen und zu pflegen habt die Hoheiten und Rechte der Krone, die königliche Majestät und die Autorität des Oberherrn des Ordens und seiner souveränen Nachfolger, so lange Ihr lebt und hiernieden wandelt. — Item werdet Ihr alle eure Macht darauf wenden, besagten Orden in Kraft und Ehren zu erhalten, — denselben auch zu vergrößern und zu stärken, noch seine Schwächung oder seinen Verfall zu dulden, so lange Ihr dagegen mit Wort oder That auftreten könnt; — item, wenn es geschehen sollte, was Gott verhüten möge, daß an Euch irgend ein Fehl oder Makel gefunden würde, weshalb Ihr nach den Gebräuchen des Ordens von demselben ausgeschlossen und verhalten werden müßtet, das Ordenszeichen niederzulegen, so werdet Ihr es in diesem Falle dem Großmeister oder dem Schatzmeister des Ordens zurückschicken, ohne je wieder nach gepflogener Ausschließung das mehrbesagte Ordenszeichen zu tragen, und alle Bußen, Strafen und Züchtigungen, die Euch aus andern Gründen anbefohlen und auferlegt werden sollten, werdet Ihr geduldig ertragen und erleiden, ohne Furcht und Bangen, noch auch werdet Ihr ob solcher Strafen wegen gegen den Großmeister, die Brüder, Genossen und Würdenträger des Ordens irgendwie Haß, Mißgunst

oder Groll hegen. — Item werdet Ihr den Capiteln, Conventen und Versammlungen des Ordens beiwohnen und stets erscheinen nach den Statuten und Ordonnanzen des besagten Ordens, — auch werdet Ihr dem Ordensmeister und seinen Abgesandten in allen Dingen und stets gehorchen, und mit aller Macht und Redlichkeit alle Statuten, Punkte, Anordnungen und Artikel des Ordens stets vollziehen, die Ihr eingesehen und vorlesen gehört habt, und beschwört sie im Allgemeinen und Besondern, so als ob Ihr über jeden einzelnen Punkt einen besonderen Eid geleistet hättet.«

Der König hatte an dieser Formel und an diesem Schwur viel gearbeitet. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß sie viele Wiederholungen und Längen enthielt. Es war dies die schmacklose und neutralisirende Umhüllung, welche es möglich macht, die bittere Pille hinabzuschlucken. Gleichzeitig muß man einräumen, daß es ein politisches Meisterstück war.

Wer immer diese goldene Kette annahm, der fühlte sich an den Armen, an Herz und Verstand geknebelt.

Der König schwur als Großmeister und Ordensherr.

Der Herzog von Guyenne leistete den Schwur in die Hände des Königs, der Herzog von Bourbon that dasselbe.

Nun kam die Reihe an den Herzog Franz von der Bretagne, welcher, da er einmal gefangen war, sich in den Willen des Königs hatte fügen müssen. Seit dem vorhergehenden Abend hatte Franz von der Bretagne den St. Michaelsorden angenommen.

Er hatte sich während dem ganzen Hochamt in einer Reihe mit den Herzogen von Guyenne und Bourbon gehalten. Zwischen die schottische Garde und ihn hatten sich allge=

mach und mit einer beinahe unmerklichen Bewegung Bewaffnete eingedrängt, mit halbgesenkten Helmgittern. Der Tag war so düster, daß man kaum die Gesichter von denjenigen sah, welche Hüte trugen, unter den Helmen verschwanden aber die Gesichter gänzlich im Schatten.

Mont-Saint-Michel, der Ordensherold, rief den Namen des Herzogs Franz von der Bretagne.

Niemand antwortete, der Herzog rührte sich nicht. In dem Schweigen, welches nach dem Aufrufe eintrat, konnte man eine langsame und sich fortpflanzende Bewegung in der dichtgedrängten Volksmasse bemerken, die das Kirchenschiff erfüllte, und wodurch ein breiter, leerer Raum hinter dem Herzoge von der Bretagne entstand.

Aber er war da, — diese Thatsache war gewiß. — Ludwig XI., der ihn im vollen Ordensornate auf seinem Platz sah, kümmerte sich nicht im mindesten um die Bewegungen, die allenfalls im Kirchenschiffe vorfielen und ebensowenig lag ihm etwas an der klar ausgesprochenen Widersetzlichkeit, die sein theurer Bruder und inniggeliebter Vetter an den Tag legte. Manchmal, bei einer gezwungenen Heirath, spricht die arme Braut nicht gleich auf der Stelle Ja. Franz I. befand sich in der Lage eines Mädchens, das gezwungen zum Altare geschleppt wird. Der König lachte in seine Halskrause und dachte sich:

»Mein schöner Freund, Du wirst den Kelch doch austrinken.«

Mont-Saint-Michel rief zum zweiten Male den Namen Franz von der Bretagne.

Der Ordensnovize schwieg und hielt sich unbeweglich wie zuvor.

»Lieber Freund und Vetter,« sagte der König sanft, »habt Ihr nicht gehört?«

Abermals keine Antwort.

Der König, der seinem Gesichte einen Ausdruck väterlicher Sanftmuth gab, fuhr mit einem Male heftig zusammen. Prälaten, Prinzen, Aebte, Mönche und Ritter horchten. Ein Eisengeklirr ließ sich in der Richtung des Hauptthores vernehmen.

»Zu den Waffen!« riefen die schottischen Garden.

Es glich dem Geräusche eines Kampfes am andern Ende der Kirche.

Zahlreiche männliche Stimmen erhoben den Ruf:

»Bretagne-Malo! der Herzog ist frei!«

Dann fielen die beiden Thorflügel krachend zu.

Draußen knallten einige Schüsse aus Hakenbüchsen.

Inmitten der dumpfen Aufregung, die jetzt in dem Kirchenschiffe herrschte, trat Franz von der Bretagne, oder wenigstens der Mann, der sein Gewand trug, auf den König zu. Der König war grünlich im Gesichte. Seine Lippen zitterten.

»Wer bist Du?« fragte er mit entstellter Stimme inmitten des plötzlich entstandenen Schweigens.

Der Mann machte seine rechte Hand frei, die in den Falten seines mit Hermelin gefütterten Mantels verborgen war, und ein eiserner Handschuh fiel klirrend zu den Füßen des Königs nieder.

Gleichzeitig schob er den Schirm seines Hutes zurück und zeigte das schöne Antlitz des Waffenmeisters Jeannin, das sanft und ruhig war wie der Kopf eines Märtyrers.

»Ludwig von Valois,« sprach er mit Nachdruck, »der Herzog, mein Herr, fordert Dich heraus.«

»Man hole Meister L'Hermite, meinen Profoßen,« rief der König, indem er voll Verachtung den Handschuh mit dem Fuße wegstieß.

»Mann,« setzte er dann hinzu, »diesmal spielst Du zum letzten Male deine Herzogsrolle.«

»Ich habe nach dem Willen meines Herrn gethan,« entgegnete Jeannin, ohne in Bewegnng zu gerathen; »mit mir geschehe, was Gott will!«

XIV.

Untergang einer Stadt. Entstehen einer Erzählung.

An diesem Tage gab es nicht mehr als drei St. Michaelsritter, den König, seinen Bruder Guyenne und seinen Vetter Bourbon. Die Aufnahme der übrigen Mitglieder wurde auf den nächsten Tag verschoben und sodann auf den 29. September, den Festtag des Erzengels, vertagt. Kriegsgerüchte verbreiteten sich in der Bretagne mit der Schnelligkeit des Blitzes. Der Herzog Franz schlug noch am selben Abend den Weg nach Nantes ein, um dort sein Heer zu versammeln.

Auch verließen am nemlichen Abend die sämmtlichen bretagnischen Edelleute das gastliche Haus des Sire von Dayron. Madame Reine machte sich mit Aubry, Bertha und Jeannine unter dem Schutze ihrer beiden Reisigen und der beiden Reisigen Maurever's auf den Weg. Dame Josepha de

la Croix=Mauduit, Bertha die Zofe, Riberol, die beiden Hunde und der Falke bildeten folgerichtig einen Theil dieser Reisegesellschaft.

Man würde Bertha von Maurever nicht erkannt haben, so glücklich war sie. Sie glich nicht mehr jenem armen gebeugten Mädchen, das demüthig Trost bei Jeannine suchte, weil diese geliebt wurde. Sie triumphirte und hatte Mitleid mit Jeannine. Sie dankte Aubry vom Grunde ihres Herzens, daß er so lange gewartet hatte, um ihr seine Liebe an den Tag zu legen. Der Schmerz und die Erwartung war allerdings grausam gewesen, allein all diese Leiden machten fortan die erste Stunde der Freude nur um so köstlicher. Aubry hatte es nicht gemacht wie so viele Andere, die sich zum Ohr der Mädchen neigen, um ihnen zuzuflüstern: Ich liebe Dich. Dieses alltägliche Geheimthun verachtend hatte Aubry vor aller Welt seine Stimme erhoben, um seine Zärtlichkeit laut auszusprechen.

Der Zufall hatte die Krone der Schönheit getheilt. Aubry hatte die beiden Theile derselben zusammengefügt und in ihre Hände gelegt.

Und mit welcher Glut!

Er hat den Kranz nicht von Jeannine genommen, er hatte ihn ihr weggerissen.

Bertha sprach nicht mehr mit Jeannine. Was konnte sie ihr jetzt sagen? Und wozu hätten übrigens auch Worte genützt? Solche übermäßige Wonnen des Herzens genießt man am besten in schweigsamer Sammlung.

Die beiden Jungfrauen ritten nebeneinander, beide in Gedanken versunken.

Madame Reine hatte Aubry zu sich berufen. Madame

Reine hatte die Entrüstung Aubry's anders aufgefaßt, als Bertha. Sie wollte ihn nicht mehr zwischen Bertha und Jeannine lassen. Geben wir Jedem, was ihm gebührt. Die Mütter verstehen es, geläufig im Herzen ihrer Söhne zu lesen. Madame Reine begriff, daß Aubry nur deshalb die ganze Huldigung seiner Cousine Bertha zukommen lassen wollte, weil ihn die Huldigung nur dann verletzte, wenn sie an Jeannine gerichtet war.

Dies wollte mit andern Worten sagen: Rührt Jeannine nicht an.

Was Bertha anbelangt, so hatte Aubry gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ihr Kronen gewidmet wurden.

Auf dem Wege von Pontorson nach Dol befindet sich ein wildromantischer Punkt, ein tiefer und holzreicher Graben, durch den sich ein mit Wasserlilien bedeckter Bach durchwindet. In der Tiefe des Grabens stand ein verstümmeltes Kreuz von Stein, ohne Christus. Man sagte, der Unhold von den Inseln habe hier einst, in einer Nacht, wo er in Baguer Kinder geraubt, eine Heiligthumsschändung verübt. Der Ort war lange Zeit arg verrufen gewesen. Die Straße krümmte sich durchs Gehölz und hob sich langsam in der Richtung gegen Dol. Auf der rechten Seite zog sich ein dichter Wald hin.

Die Nacht begann hereinzubrechen, als der Zug in die Nähe des zertrümmerten Kreuzes gelangte. Madame Reine ritt mit Aubry an der Spitze. Zwischen ihm und den Mädchen ritt das Hauspersonale der Witwe und die Reisigen von Kergariou.

Der arme Aubry dachte: »Welch' angenehme Reise,

wenn man Anfang und Schluß des Zuges zusammenfügen könnte!«

In dem Augenblicke, wo Madame Reine und ihr Sohn den Hügel hinauf zu reiten begannen, nachdem sie am Kreuze vorüber waren, hörten sie Geschrei hinter sich. Aubry glaubte Bertha's Stimme zu erkennen. Er hob sich im Sattel in die Höhe.

Am Fuße des Kreuzes lagen die beiden Reisigen von Maurever, welche den Nachtrab des Zuges bildeten, erschlagen, todt! — Jeannine und Bertha waren verschwunden.

Dame Josepha konnte nur mit dem Finger nach dem Walde zeigen.

»Jeannine! Jeannine!« schrie Aubry.

Er wähnte einen schwachen, fernen Klagelaut zu hören. Er stürzte in den Wald.

Man wartete auf ihn. Madame Reine litt in dieser Nacht noch mehr, als in jener längst vergangenen Nacht, wo zwischen Sonnenuntergang und Aufgang die schönen blonden Haare auf ihrem Haupte weiß geworden waren. Allein kam sie in das Herrenhaus von Roz heim.

Aber Jeannin! Wo war Jeannin? Jeannin hatte doch seinem sterbenden Herrn gelobt, über dessen Sohn zu wachen.

Jeannin lag auf einem Bunde feuchten Strohes mit einem Stein als Kopfkissen in einem unterirdischen Gefängnisse des St. Michaelsberges. Meister Tristan l'Hermite hatte ihm das feierliche Versprechen geleistet, ihn am nächsten Tage mit dem Frühesten zu hängen. Jeannin schlief, denn der Tag war für ihn voll Strapatzen gewesen. Jeannin träumte, daß der heilige Eremit von Berge Dol, Enguerrand-le-Blanc, seine geliebte Tochter mit einem Ritter traue.

Das Gefängniß, in das man Jeannin gesteckt, war gerade jenes Loch im Burggraben, welches einst dem Ritter Aubry von Kergariou, zur Zeit seiner jungen Liebe mit Reine, als Kerker gedient hatte. Man hatte durch ein neues Gitter jenes ersetzt, das mit der Feile durchgefeilt worden war, welche ihm die Fee der Dünen mit Lebensgefahr gebracht hatte.

Durch das Luftloch fiel ein Mondstrahl herein und beleuchtete das schöne, ruhige Gesicht des wackeren Waffenmeisters.

Gegen Morgen bildete sich vor dem Luftloch ein Schatten, als ob eine Wolke über den Mond gegangen wäre.

»Jeannin! Jeannin!« rief eine verhallte Stimme draußen.

Jeannin hatte einen festen Schlaf.

»Jeannin! Onkel! wach auf!«

Der wackere Stallmeister schlug endlich die Augen auf.

»Was gibt's denn?« fragte er, sich die Augen reibend; dann setzte er hinzu: »Wo bin ich?«

»Du bist dreißig Fuß unter der Erde und deine Tochter ist diesen Abend durch den Unhold von den Inseln entführt worden.«

Jeannin sprang von seinem Strohlager empor. Er glaubte anfangs das Spielzeug eines Alpdrückens zu seyn, aber er erkannte den Schatten des Zwerges Fieràbras am Luftloche. Er ermunterte sich vollends. Der Zwerg hatte gleich aufs erste Wort so ziemlich Alles gesagt, was er wußte. Er konnte seinem Freunde Jeannin sonst nichts mittheilen, als daß Jeannine, Bertha und Aubry von Kergariou in der Gewalt des Unholds von den Inseln waren.

*

Jeannin stand wie vom Blitz getroffen da. Von diesem Augenblicke an fürchtete er sich zu sterben.

Ein Schlüssel klirrte im Schlosse seines Gefängnisses. Er dachte, es sey bereits Meister Tristan l'Hermite, der Profoß, welcher komme, um ihn zum Galgen abzuholen. Er täuschte sich; der Eintretende trug den braunen Ueberwurf, die staubfarbenen Schuhe urd die Schifferjacke, kurz das ganze Gewand des Gevatters Gillot von Tours in der Touraine. Er befahl dem Schlüsselbewahrer die Thür wieder zuzumachen und setzte sich auf den Stein, welcher kurz zuvor noch dem wackeren Jeannin als Kopfkissen gedient hatte.

»Weißt Du, braver Mann,« begann er ohne weitere Einleitung, »daß gar nicht viel gefehlt hat und Du wärst gehängt worden? — Ueber Nacht kommt Rath und ich habe mir die Sache einigermaßen zu deinen Gunsten überlegt. — Sag, mein Freund, — wie nennt man Dich? Perrin, denke ich.«

»Jeannin, Sire.«

»Ah! Richtig! — Siehst Du, mein Freund Jeannin, wenn ich drei oder vier Dutzend solcher Männer um meinen Thron hätte, wie Dich, — doch reden wir von etwas Anderem. Willst Du dein Leben retten?«

»Sire, vor einer Stunde noch lag mir wenig am Leben,« begann Jeannin.

»Hast Du Dir's also auch jetzt anders überlegt?« unterbrach ihn der König.

»Meine Tochter bedarf meiner Hilfe, Sire.«

»Hast Du das im Traume erfahren?«

»Der Blick Jeannin's wendete sich gegen das Luftloch. Der König murmelte zwischen den Zähnen halblaut:

»Ich hielt diese Gefängnisse für vollkommen, aber man kann sie noch verbessern.«

»Was würdest Du mir als Lösegeld geben, Freund Jeannin, mein Gast?« fragte er lachend.

»Ich bin nichts als ein armer Waffenmeister, Sire.«

»Willst Du für mich einen Auftrag übernehmen?«

»Wenn's nicht gegen den Herzog ist, gnädigster Herr.«

Der König zuckte die Achseln.

»Um Se. Hoheit, deinen Herrn Herzog,« sagte er, indem er einen Strohhalm zwischen den Fingern zerknitterte, »kümmere ich mich gerade so viel wie um diesen Strohhalm. Es handelt sich jetzt um wichtigere Dinge. Ich habe diesem Grafen Otto Beringhen, welcher St. Michaelsritter werden wollte, mein Wort verpfändet —«

Jeannin hörte mit angehaltenem Athem zu.

»Ich hoffte,« fuhr der König fort, »der Erzengel würde mir zu Hilfe kommen, um unserm Orden diesen Flecken zu ersparen. Der Erzengel hat mir die Idee eingegeben, Dir die große Barke des Klosters nebst fünfzehn oder zwanzig meiner schottischen Bogenschützen zu geben, und Dich auf die Jagd nach dem Ungeheuer auszusenden. Du führst eine tüchtige Lanze und wirst seiner vielleicht Herr werden. Du bist ein Bretagner und wirst folglich auch gewiß irgend eine Beleidigung zu rächen haben —«

»Mein Kind, — meine Tochter, Sire!« unterbrach ihn Jeannin, den die Freude fast erstickte; »der Heide hat mir mein vielgeliebtes Kind geraubt!«

Ludwig XI. zog sein St. Michaelsbild hervor und küßte es dreimal zum Zeichen seiner Dankbarkeit. So viel ist gewiß, daß sich Alles gar nicht besser fügen konnte.

»Vortrefflich, mein Freund Jeannin!« rief er aus. »Du wirst ihn also so behandeln, wie es seyn muß! — Wegen diesem Ereigniß, welches eine ganz absonderliche Begünstigung von oben kund gibt, gelobe ich dem hochheiligen Erzengel abermals hundert Goldgulden!«

Jeannin bekam fünfzehn Bogenschützen und die große Barke des St. Michaelsberges. Eine Stunde darauf steuerte er so kräftig, als es die Ruderer im Stande waren, gegen die Inseln zu, die in nächtlichem Nebel versunken lagen.

. . . .

. . . .

Und nun höre man was man sich in langen Winterabenden auf beiden Ufern des Couesnon bis hinauf ins Gebiet von St. Malo erzählt.

Bertha und Jeannine ritten ohne Mißtrauen, auf die beiden Reisigen von Maurever rechnend, die ihnen folgten, mit der Lanze in der Faust. Die beiden Reisigen wurden von rückwärts getödtet. Ein Ungeheuer in Menschengestalt, das auf einem riesigen Rappen ritt, dessen rothe Augen in der Nacht Flammen sprühten, führte die Mörder an. Bertha und Jeannine wurden ergriffen und in den Wald geschleppt. Sie hörten das Ungeheuer, welches vor Wonne brüllte. Das Ungeheuer war der Menschenfresser von den Inseln, die zweite Verkörperung des Grafen Otto Beringhen.

Die erste Verkörperung dieses Dieners des Satans war der eiserne Mann, die dritte, die wir ohnehin bereits kennen, war jenes ausgezeichnete Muster von Anmuth und Schönheit, das sich Olivier Baron von Harmoy nannte.

In dem Walde legten die Bewaffneten von den Inseln

einen Hinterhalt, in welchem der arme Aubry von Kergariou gefallen war.

Quer über die Felder sprengte man in der mondenlosen Nacht dahin. Aubry, Bertha und Jeannine wurden in eine Barke gebracht, die pfeilschnell über das Meer dahinfuhr. Ein dicker, trüber Nebel umgab sie ringsum, sie sahen wie der Nebel sich lichtend zuerst röthlich, dann aber so weiß ward, als ob er ein feiner Mousselinschleier gewesen wäre. Der Schleier ward immer durchsichtiger und durchsichtiger. Sie sahen durch denselben hindurch und sahen, was kein menschlicher Blick je wieder erschaut hat.

Helion, die Sonnenstadt, das achte Wunder der Welt, lag vor ihnen. Aubry erkannte sie wohl. Die Luftspieglung hatte sie ihm auf den Dünen gezeigt.

Helion, die weiße, strahlende Stadt, lag wie eine nackte Jungfrau inmitten von grünem Laub und Blüthen.

Welches Licht erhellte Helion in Abwesenheit des Tagsgestirnes? — Niemand wußte es zu sagen, aber die Marmorpaläste dehnten ihre glänzenden Säulenreihen im Lichte, so weit das Auge zu reichen vermochte und durch die Lianen, die sich um die Friese der Bogengänge schlangen, zitterten leise Lichtstrahlen. Der ruhige See gab spiegelnd den blauen Himmel wieder. Die Schwäne rundeten ihre Flügel im Winde und schwammen gleich anmuthigen Schifflein auf den Teichen dahin.

Auf dem Rasen tanzten weibliche Gestalten zum Klange einer unsichtbaren Musik, welche von dem Azurdome herabzutönen schien, der über die ganze Stadt gespannt war.

Längs dem See, unter jenen herrlichen Bäumen, deren sich wiegendes Laub der tiefblaue Himmel zu liebkosen schien,

wandelten Menschenpaare auf und nieder. Der laue Windhauch trug ein Flüstern herüber, das aus Liebesworten und Küssen zu bestehen schien.

Aubry, Bertha und Jeannine sahen alles dieses und glaubten nicht daran. Ihr Verstand schwamm in einer Art von Trunkenheit.

Eine Stimme, gewaltig wie der Raum, rief laut das Wort »Enta!« Ein warmer Hauch durchdrang jede Brust. Aubry fühlte seinem ganzen Wesen plötzlich den Stempel einer glühenden Wollust aufgedrückt. Bertha's Augen wurden schmachtend, während ihr jungfräulicher Busen sich in den fieberhaften Wallungen eines sehnsüchtigen Verlangens hob. — Jeannine allein blieb sie selbst, denn ihre sterbende Mutter hatte ihr das Bild der heiligen Maria um den Hals gehängt.

Und die Mutter Gottes schützt denjenigen, der sich ihrer Obhut anvertraut, selbst wenn er schon in der Hölle wäre.

Ein Nebel, der das Licht zerstäubte und liebliche Düfte aushauchte, bedeckte die Stadt. Enta, die Göttin der Mysterien der Wollust, zog über Helion hin.

Jeannine fiel auf die Knie. Sie sah nichts mehr. Ein männlicher Arm wollte ihren Leib umfassen; sie drückte das Marienbild an ihre Lippen und der Arm sank machtlos nieder.

Die Gestalt der Göttin Enta ist die eines Schleiers. Sie fliegt in der Luft. Alles, was dieser lebende Schleier der Göttin bedeckt, schwimmt in berauschendem Liebesentzücken.

Als die Göttin vorübergezogen war, strahlte wieder hell der Tag. Es war ein unermeßliches, unter dem wolkenlosen Himmel entrolltes Bild. Der eiserne Mann zeigte sich zu

Pferde, gefolgt von seinen Genossen. Ein Schwarm weiblicher Gestalten trieb sich herum, spielend und die Enden von Blumenkränzen zusammenfügend.

Im Mittelpunkte des Gemäldes befand sich ein Thron. Der Thron trug drei Stühle. Bertha, halb liegend und noch blaß von unbekannter Wonne, nahm den einen dieser Stühle ein. Jeannine setzte sich auf den andern. Aubry wollte auf sie zustürzen, aber der Graf Otto gab ein Zeichen und Aubry ward mit Ketten beladen.

Nach der Aussage derjenigen, welche diese Legenden in den Meierhöfen der Niederungen von Dol erzählen, waren diese Ketten von Gold, aber das Gold wiegt noch schwerer als das Eisen.

Der Graf Otto sprang vom Pferde. In dem Maße, als er die Stufen des Thrones hinaufstieg, ward seine Rüstung durchsichtig, als ob sie aus Nebel gemacht gewesen wäre. Als er die letzte Stufe erstiegen hatte, war die Rüstung gänzlich verschwunden und der Helm desgleichen.

Messire Olivier trug einen langen Purpurtalar mit Diamantagraffen. Seine von Wohlgerüchen träufelnden Haare waren mit Rosen bekränzt. Er setzte sich; zu einem doppelten Kusse wollte er auf einmal die Stirne Bertha's und die Stirne Jeanninens an seine Lippen ziehen. Bertha sank nachgebend unter seiner linken Hand an seine Brust, Jeannine blieb unerschütterlich.

»Mädchen von Erz,« sagte Messire Olivier, »ich werde Dich bändigen.«

Flehend verlangte Bertha Gnade für Aubry. Der Graf Otto antwortete darauf mit einem Lächeln:

»Du,« sagte er, »Du bist das Mädchen von Wachs.

Wenn ich das Herz eines Menschen hätte, so würde ich Dich lieben, denn der Schöpfer gab dem Weibe die Schwäche, um damit die Stärke der Männer zu besiegen. — Du, Du berauschest Dich, — Du gibst nach, — und Du würdest morgen einem Gatten den Kuß geben und zu ihm sagen: Es war nur ein Traum.«

Er hob seinen Becher empor, der aus einem einzigen Saphir geschnitten war. In wahnsinniger Hast tauchte Bertha ihre schönen Lippen in denselben.

Der Wein floß roth und heiß wie Blut. Das Tafelgeschirr hauchte duftige Gerüche aus. Der Graf Otto schüttete den Wein seines Bechers gegen den Himmel und rief »Enta!« Gehorchend legte sich der Schleier der Wollustgöttin wieder über das Festmahl.

Nun kam die Reihe an Jeannine. Otto hatte Mitleid mit Bertha, er fuhr mit den fünf Fingern seiner ausgestreckten Hand über ihre Stirne.

Bertha schloß ihre schönen Augen und schlief ein.

Der Graf Otto wendete sich gegen Jeannine.

»Bringt die Ketten!« befahl er.

Nun kamen sie alle, die Sclavinnen seiner Liebe, Alma, die Florentinerin, Virgen, die castilianische Prinzessin, Meida, die Tochter des Propheten; es kam die blonde Maria, die braune Fausta, Lilienblüthe und Haidée, die schön waren wie die Statuen des Phidias; sie kamen, mit Blumenketten versehen, um Jeanninens Widerstand zu bändigen.

Die Ketten Aubry's waren von Gold gewesen, diejenigen, welche Jeannine bedrohten, waren von Blumen.

Jeannine dachte:

»Man wird mir meine heilige Medaille entreißen.«

Sie fühlte es wohl, daß das Bild der Gottesmutter fortan ihre einzige Zuflucht war; sie steckte es rasch zwischen die Lippen und hielt es im Munde wie eine Hostie.

Rings um sie entstand alsogleich ein weiter Kreis. Die Sclavinnen mit ihren Blumenketten, die so hinterlistig waren wie jene Gladiatoren, die einst mit Netzen bewaffnet die Fechtbahn beschritten, konnten ihr nicht mehr nahen.

»Bist Du eine Zauberin?« schrie der Graf Otto, dessen Zorn rege ward.

»Ich grüße Dich, Maria voll der Gnaden,« betete Jeannine im Grund ihres Herzens.

Der Graf erhob sich. Seine Augen funkelten. Eine Wolke verdüsterte das geheimnißvolle Tageslicht, welches den Saal erhellte.

»Höre mich an,« sagte er, »Gott selbst kann Dich davor nicht retten, daß Du mein wirst. Schleppt den dort herbei!«

Mit dem Finger zeigte er auf Aubry.

»Muth, Jeannine, meine Heißgeliebte!« rief dieser, während man ihn an den Fuß des Thrones schleppte.

»Sey mein!« wiederholte Graf Otto, »oder dein Verlobter stirbt vor deinen Augen durch das Schwert.«

Jeannine drückte beide Hände auf ihr Herz, welches zu brechen drohte.

»Muth!« rief Aubry noch einmal, »laß uns wacker sterben.«

Auf ein Zeichen des eisernen Mannes zogen die Wachen ihre Schwerter.

»Maria!« murmelte Jeannine, »heilige Mutter Gottes, habe Erbarmen mit uns!«

Bertha erwachte plötzlich. Sie erblickte die gezückten Schwerter, die bereits Aubry's Brust berührten. Sie richtete sich empor wie eine Löwin, riß den Dolch aus der Scheide, der am Gürtel des Grafen Otto hing und stieß ihn bis ans Heft in sein Herz.

Der Eremit vom Berge Dol hatte zu dem eisernen Manne gesagt:

»Du wirst durch die Hand eines Weibes sterben!«

Der eiserne Mann fiel, — sein letzter Seufzer löschte das lügenhafte Licht aus. Die Nacht bedeckte das Meer. Das Meer bedeckte Helion, die todte Stadt, mit ihren schimmernden Säulengängen, ihren verzauberten Gebüschen, ihrem himmelblauen See und ihren Palästen voll wollüstiger Trunkenheit.

Nichts war mehr davon vorhanden, als ein schmaler dunkler Fels, gegen welchen traurig die Flut schlug.

Auf dem Felsen waren Aubry, Bertha und Jeannine vereinigt. Aubry und Bertha waren ohnmächtig.

Bertha kehrte zuerst wieder ins Leben zurück. Sie vereinigte sich mit Jeannine, um dem ohnmächtigen Aubry beizustehen. Das Meer stieg, — der Raum auf dem Felsen ward zusehends schmäler.

»Wir können uns hier nicht alle Drei erhalten,« sagte Bertha.

Bertha hatte Recht. Das Meer zog den Kreis ohne Unterlaß immer enger und enger und auf dem höchsten Punkte, der eine Art Plattform bildete, war im schlimmsten Falle höchstens Platz für zwei Personen.

Bertha, die sich an die Krone erinnerte, sprach:

»Diejenige, die er liebt, wird mit ihm auf die Plattform steigen.«

»So sey es,« antwortete Jeannine entschlossen.

Aubry schlug in diesem Augenblicke die Augen auf. Er sah die beiden Mädchen eine nach der andern an. Dann zog er Jeannine an sein Herz.

»Steigt mit einander auf die Plattform,« sprach Bertha von Maurever, deren thränenfeuchte Augen sich gegen Himmel wendeten, »und seyd glücklich!«

Sie wollten Bertha zurückhalten, aber die Arme über die Brust kreuzend und schön wie eine Heilige in ihrer letzten Stunde ließ sie sich ins Meer sinken.

Die Morgenröthe färbte den Horizont mit purpurrothen Tinten. Eine Barke zeigte sich in der Ferne. Es war Jeannin, der mit den Bogenschützen der schottischen Garde heranruderte.

Der Herzog Franz schlug Jeannin zum Ritter. Jeannine ward Dame von Kergarion.

. . . .

. . . .

Drei Meilen über die größte der Chauseyinseln hinaus, fast gerade gegenüber der Korallenspitze, erhebt sich ein schwarzer Felsen, der aus der Ferne gesehen einem im Meere stehenden Manne ähnlich sieht.

Man sagt, oder wenigstens die Matrosen sagen es, daß sie, wenn das Meer ruhig und das Wetter rein ist, noch in der Tiefe des Oceans die Ruinen der griechischen Stadt Helion sehen.

Man sagt ferner, daß die Stadt Helion vor dem Ende der Welt sich wenigstens noch einmal aus der Tiefe erheben werde.

Ein Umstand ist gewiß, nemlich der, daß jener Fels den Namen trägt, welcher diesem Buche als Titel dient. Er heißt nemlich bei den Seeleuten:

»Der eiserne Mann.«

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.